



Berlin, den 28. April 1900.

Die Waarenhaussteuer*).

Da die Anregungen, die Gemeinden zu einer höheren Belastung der Großbetriebe im Detailhandel zu veranlassen, im Wesentlichen gescheitert sind, soll nun der preussische Landtag die Waarenhaussteuer beschließen. Die Stimmung des aufmerksamen Beobachters der letzten Zeiten wird keine besonders behagliche sein, wenn er die schwere Hand des Gesetzgebers, von gewerbspolitischen Tendenzen geleitet, zu einem Schlage aussholen sieht; er dürfte in Voraus die Besorgniß hegen, daß sie an einem mehr oder weniger falschen Punkte niederfaßt. Allgemein anerkannt ist ja, daß es sich — trotz der Ueberschrift des Gesetzentwurfes — um keine reine Steuerfrage handelt, um keine Angelegenheit zur Beschaffung der für den öffentlichen Haushalt erforderlichen Mittel. Die Waarenhaussteuer tritt mit sozialpolitischer Verbrämung, als Hilfeleistung für den kleinen und mittleren Handelsstand, auf, der sich eingeengt und bedrängt fühlt durch die Großen mit den gefüllten Kassen. Die Flagge mag eine gewisse Sympathie erwecken; dennoch ist eine kritische Prüfung des Vorgeschlagenen dringend nöthig. Mag eine Steuer den besten Absichten entsprungen sein: sie ist und bleibt doch eine Steuer und wird Nachteile bewirken, wenn sie als Steuer schlecht ist.

Auch die Begründung der Vorlage trägt dieser Auffassung Rechnung:

*) Ein in den hohen Sphären der Verwaltung thätiger Beamter, der sich seit Jahren mit dem Gegenstand wissenschaftlich beschäftigt, hat die Aufgabe übernommen, Ziel und Wirkung der Waarenhaussteuer unmittelbar vor der Entscheidung im preussischen Landtag hier noch einmal zu beleuchten.

ein steuerliches Vorgehen läßt sich nach ihr nur rechtfertigen, wenn alle Betriebe im Verhältnis ihrer Leistungsfähigkeit und ihres Interesses an den Veranstellungen der Gemeinden getroffen werden. Vielleicht ist es aber nicht überflüssig, vor einem weiteren Eingehen auf die Frage, ob der Gesetzentwurf selbst diesen Grundsätzen entspricht, dessen Hauptpunkte dem Leser ins Gedächtniß zurückzurufen.

Was ist ein Waarenhaus? Die Definitionen zur Beantwortung dieser Frage werden bald zahlreich genug sein, um der zu unerquicklichem Ansehen gelangten Streitfrage über den Begriff der Statistik Konkurrenz zu machen. Nach dem Entwurf gehören hierher die Detailhandelsgeschäfte, die mehr als eine der ausdrücklich unterschiedenen Waarengruppen führen und deren Jahresumsatz 500 000 Mark übersteigt. Diese Waarengruppen sind: a. Material- und Kolonialwaaren, Eß- und Trink-, Apothekerwaaren, Tabak u. s. w. b. Garne, Schnitt-, Modewaaren, Bekleidungsgegenstände, Teppiche, Möbelstoffe u. s. w. c. Haus-, Küchen- und Gartengeräthschaften, Dosen, Glas-, Porzellanwaaren, Möbel u. s. w. d. Gold- und Silberwaaren, Kunst-, Kurz- und Galanteriewaaren, Bücher, Waffen, Fahrräder, Instrumente u. s. w. Die Waarenhaussteuer der hiernach steuerpflichtigen Betriebe beträgt $1\frac{1}{2}$ bis 2 Prozent des Umsatzes, höchstens aber 20 Prozent des gewerbesteuerpflichtigen Ertrages; sie fließt der Gemeinde zu, die sie jedoch nur so weit zu erheben hat, wie sie die von ihr nach dem Kommunalabgabengesetz erhobene Gewerbesteuer übersteigt. Auch gewerbesteuerpflichtige Konsumvereine unterliegen der Waarenhaussteuer; doch gilt für sie der bezeichnete Maximalsatz — 20 Prozent des Ertrages — nicht.

Der Gesetzentwurf zielt also auf eine Sonderbesteuerung der als Waarenhäuser angesehenen Detailhandelsgeschäfte ab; nach dem früher aus der Begründung angeführten Grundsatz ist demnach anzunehmen, daß die jetzige Besteuerung entweder der Leistungsfähigkeit oder dem Antheil an den kommunalen Veranstellungen bei den Waarenhäusern nicht entspricht. Daran, daß die Waarenhäuser Großbetriebe sind, kann Dies aber nicht liegen; sonst müßte man richtiger eine Sondersteuer für Großbetriebe aller Art fordern. Eben so wenig kann es den Waarenhäusern schaden, daß sie Großbetriebe für den Kleinhandel sind; sonst müßten alle großen Detailgeschäfte einer Sondersteuer unterstellt werden. Die Vorlage erkennt Das ausdrücklich an; es heißt da: „Wäre aber einmal die Größe des Betriebes als hinreichender Grund für eine Sonderbesteuerung anerkannt, so würde es auf die Dauer nicht möglich sein, hiermit bei den Kleinhandelsbetrieben Halt zu machen. Es würde an stichhaltigen Gründen fehlen, was man den kleineren Handelstreibenden gewährt, den kleineren Industriellen, Handwerkern, Bankiers, schließlich auch den kleinen Landwirthen zu versagen.“ Das will man aber nicht;

Großindustrie, Hochfinanz und Latifundienbesitz sollen unbehelligt bleiben. Nur die in großem Stil betriebenen Kleinhandelsgeschäfte mit mehr als einer Waarengruppe sollen der neuen Steuer verfallen. Wer für eine halbe Million Bekleidungsgegenstände und Stoffe im Jahre verkauft, entrinnt der neuen Steuer; wer die selbe Umsatzziffer dadurch erzielt, daß er zwar weniger Konfektion absetzt, dafür aber noch allerlei hauswirthschaftliche Gegenstände feilhält und anbringt, ist der von der Steuer Gesuchte, ist der Mann, der nach den geltenden Steuervorschriften nicht seiner Leistungsfähigkeit oder Antheilnahme an den Gemeindevorrichtungen entsprechend getroffen wird.

Das Ergebnis wirkt zunächst etwas überraschend; man sieht auf den ersten Blick nicht ein, warum gerade dieser Mann „leistungsfähiger“ sein oder mit volleren Sägen die durch die Stadtverwaltungen den Bürgern servierten Tränke genießen soll als alle anderen Geschäftsgenossen. Aber auch das scheinbar Paradoxe kann richtig sein. Wie erklärt uns die Begründung zum Entwurf das Räthsel?

Da wird nun zunächst ein Moment für die verschiedene Behandlung der Spezialgeschäfte und der Waarenhäuser mit mehreren Waarengruppen ins Treffen geführt. Bei den ersten, heißt es, müßte eine Umsatzsteuer geradezu unerträglich wirken; einer ihrer größten Mängel ist es, daß sie die einzelnen Branchen verschieden trifft, je nachdem in der einen ein größerer, in der anderen ein geringerer Prozentsatz des Umsatzes als Ertrag verbleibt; beschränkt sich jedoch die Steuer auf Geschäfte mit mehreren, weit genug gegriffenen Waarengruppen, so tritt der Mangel zurück, weil sich der als Nutzen verbleibende geringe Prozentsatz in der einen Gruppe mit dem höheren in der anderen mehr oder weniger ausgleichen kann.

Richtig an diesen Ausführungen ist die scharfe Betonung der Möglichkeit einer Besteuerung, die nicht die Verschiedenheiten der in den Umsatzziffern der einzelnen Geschäfte stehenden Gewinnquoten beachtet, unrichtig aber, die einzelnen Branchen in dieser Hinsicht als eine Art fester Kategorien anzusehen und die Unterschiede, die sich aus anderen Gründen ergeben, zu ignoriren. Bei den Spezialgeschäften entstehen nun durchaus nicht nur Schwierigkeiten, weil die Gewinnsätze branchenweise verschieden sind. Gibt es überhaupt große Geschäfte, deren Artikel sämmtlich dem selben Preiszuschlag unterliegen? Auch in der selben Branche bestehen ferner Unterschiede von Geschäft zu Geschäft, Unterschiede zwischen Luxuswaaren und Waaren für den Massenbedarf. Umfassen nicht schon die einzelnen Waarengruppen Gegenstände, bei denen sich die Verhältnisse so abweichend wie nur möglich gestalten? Die Schwierigkeiten bestehen demnach auch für die Spezialgeschäfte nicht nur in der Verschiedenheit der Branchen, sie können also für die Waarenhäuser nicht deshalb schon beseitigt erscheinen, weil bei ihnen mehrere Branchen zusammentreffen. Die

Annahme, daß sich bei den Waarenhäusern die Dinge ungefähr ausgleichen und bei der — da ein erschöpfendes Lager der zu einer Branche gehörigen Artikel vielleicht mehr Sorten enthält als ein Lager der Hauptartikel mehrerer Zweige, ja doch nur vorausgesetzten, aber nicht nothwendig eintretenden — größeren Mannichfaltigkeit der Waaren im Durchschnitt ein annähernd gleicher Prozentsatz vom Verkaufserlös als Ertrag verbleibt, ist reine Phantasie: auch bei den Waarenhäusern wechseln die Kombinationen in der Auswahl der geführten Branchen und Artikel, wechseln die Geschäftsgrundsätze, nach denen die Preiskalkulation stattfindet, auch sie sind zum Theil mehr für wohlhabende, zum Theil mehr für ärmere Kreise berechnet, also ist auch das Verhältnis zwischen Umsatz und Reinertrag sehr verschieden und endlich kann, selbst wenn der Geschäftskreis gleich groß ist, bei dem einen Waarenhaus eine viel größere Quote des Verkaufes auf die gut rentirenden Artikel entfallen als bei einem anderen.

Die neue Steuer wäre also wenig geeignet, eine der Leistung- und Ertragsfähigkeit proportionale Verteilung der Steuerlast, sei es der Waarenhäuser unter einander, sei es zwischen Waaren- und sonstigen Geschäftshäusern, herbeizuführen. Eine Umsatzsteuer, die nicht nach Branchen und sonstigen Verschiedenheiten spezialisiert ist, dürfte finanztechnisch kaum höher stehen als eine nach Herdstellen oder Fenstern veranlagte Gebäudesteuer.

Ein zweites Moment wird dann noch angeführt, das freilich nicht für die Umsatzsteuer, sondern für eine Sondersteuer im Allgemeinen spricht: die Waarenhäuser sollen nicht nur die Vortheile des Großbetriebes überhaupt besitzen, sondern wegen der Mannichfaltigkeit der geführten Waaren in gesteigertem Maße; so werde der langsamere Kapitalumschlag in einer Branche durch den rascheren in einer anderen ausgeglichen, Absatzstokungen in einzelnen Branchen würden weniger empfindlich u. s. w. An diesen Annahmen ist richtig, daß die Art des Geschäftsbetriebes der Waarenhäuser in der That Vortheile zu bieten vermag, die sich unter Umständen in eine höhere Rentabilität umsetzen können, aber nicht müssen; wäre die größere Eintägigkeit nothwendig vorhanden, so würde es fast unerklärlich sein, warum überhaupt noch Spezialgeschäfte bestehen und neue gegründet werden. Uebrigens ist die Argumentation an sich nicht einwandfrei; eben so gut könnte man das Gegentheil behaupten: der raschere Kapitalumschlag in der einen Branche wird durch einen langsameren in einer anderen ausgeglichen, Absatzstokungen häufen sich, weil bald für diese, bald für jene eine solche eintreten wird u. s. w. Es verhält sich hier ähnlich wie mit zwei Spielern, von denen der Eine seinen ganzen Einsatz auf eine Karte setzt, der Andere ihn auf mehrere Karten theilt; so oder so zu spielen, ist Geschmacksache; es wäre aber logisch und mathematisch unrichtig, zu glauben, daß die Stellung des einen Spielers durchschnittlich oder ständig besser sei als die des Anderen. Gewinnen wird, wer das Richtige trifft.

Nun bleibt noch der zweite Weg zur Begründung der Sondersteuer übrig: es wäre der größere Antheil der Waarenhäuser an den Gemeindeveranstaltungen zu beweisen. Herr von Niquel hat zwar bei der ersten Lesung scharf das Prinzip von Leistung und Gegenleistung bei der Kommunalbesteuerung zu Gunsten des Gesetzentwurfes ins Treffen geführt, Minister Briesfeld auf die vor Allem den Großbetrieb zur Last zu legenden Kosten für die Ausschmückung der Straßen, Straßendurchbrüche u. s. w. verwiesen; mit demselben Recht wurde Das aber schon bei der Debatte bestritten und das Gegentheil behauptet: die Straßenkosten seien doch niedriger bei einem Geschäftsorte, das von unten bis oben ausgenutzt wird, als bei einer Reihe neben einander liegender Lokale, die Einnahmen der Gemeinden aus dem großen Gas- und Elektrizitätsverbrauch seien sehr bedeutend u. s. w. Auch hier wird man also gut thun, sich vor voreiligen Verallgemeinerungen und Behauptungen sorgfältig zu hüten.

Allen diesen Bedenken über die steuertechnische Seite des Gesetzentwurfes ließe sich wohl noch eine stattliche Reihe anderer anfügen. Ein Steuergesetz, in dem dafür gesorgt werden muß, daß die Steuer nicht zwanzig Prozent des Ertrages übersteige, kann einer Erdrösselung schon sehr nah kommen und man dürfte sich nicht wundern, wenn man unter seiner Herrschaft fiktive Geschäftstheilungen und ähnliche Umgehungsversuche erlebte. Auch das Konsumvereinswesen könnte dabei einen argen Schlag erleiden. In Sachsen zum Beispiel, wo man mit der Umsatzsteuer bereits praktische Erfahrungen gemacht hat, konnte in einer Stadt der Uebertritt von Mitgliedern aus einem großen und daher umsatzsteuerpflichtigen Verein in einen kleinen und daher umsatzsteuerfreien beobachtet werden. Es wäre doch ein recht zweifelhafter Gewinn, wenn es in der That gelänge, die großen, leistungsfähigen Konsumvereine zu zersplittern.

Aber, wird man vielleicht sagen, die Sache mag ja vom Standpunkt der Steuerehre alle Bedenken ausgefegt sein: in letzter Linie handelt es sich doch um eine gewerbepolitische Maßnahme, um Schutz des bedrängten Kleinhandels gegen seine übermächtigen Großkonkurrenten; diese Tendenz müßte also als verwerflich oder undurchführbar erwiesen werden, wenn der Gesetzentwurf als wirksam bekämpft gelten könnte.

Die Waarenhausfrage soll als wirtschaftspolitisches Problem hier heute nicht erörtert werden. Sicher ist aber, daß die Quellen der Bedrängnisse des überkommenen Detailhandels jedenfalls zum Theil an anderen Stellen zu finden sind. Vor Allem kommt die scharfe Konkurrenz in Betracht, die einander die Handelsbetriebe wegen ihrer zu großen und rapid wachsenden Zahl bereiten. Das zeigt klar eine Vergleichung der Resultate der beiden letzten Gewerbaufnahmen. Während 1882 auf 100 000 Einwohner 1364 Handels-

betriebe entfielen, steigerte sich diese Zahl 1895 auf 1502; die Vermehrung der Handelsgewerbe betrug nämlich von 1882 auf 1895 26 Prozent, die Zunahme der in ihnen gewerbthätigen Personen 59 Prozent und ganz besonders bethelligt an diesem Wachsthum ist die für den Detailhandel so wichtige Gruppe des Handels mit verschiedenen Waaren, wie Kolonial-, Manufaktur-, Gemischtwaaren u. s. w., bei der eine Steigerung um 33,5 Prozent der Betriebe und 65,6 Prozent der gewerbthätigen Personen zu verzeichnen war. Sehr fraglich ist nun, in welchem Verhältniß die Konkurrenz der immerhin wenigen großen Unternehmungen zur Massenkonkurrenz der Kleinen und Mittleren steht und ob eine Beschränkung der Großen nicht zunächst einen noch weiteren Andrang von Kleineren zur Folge hätte, so daß schließlich der Antheil jedes Einzelnen doch nicht vermehrt erschiene.

„Erinnern wir uns der dieselbe Gelegenheit daran, daß ganz ahnungslos drängen über seine Lage auch in Oesterreich vom Kleinhandel erhoben werden, wo das Waarenhausystem noch in den Kinderschuhen steht und man — nicht unlogisch — den Befähigungsnachweis für das Handelsgewerbe erstrebt, um den Zubrang einigermaßen zu dämmen.“

Im Geschäftsleben ist überhaupt ein bemerkenswerther Umschwung zu verzeichnen. Der alte, ruhige Betrieb des Handels wird immer unmöglicher; wer vorwärtskommen, ja, wer sich nur behaupten will, muß neue Formen erfinden, die Kundenschaft an sich ziehen, mehr zu bieten suchen als die Konkurrenten. Eine solche Abweichung vom Herkömmlichen ist auch das moderne Waarenhaus mit den neuartigen, den Bedürfnissen der Käufer angepaßten Kombinationen in der Auswahl der geführten Waaren, mit dem Arbeiten im großen Stil, mit intensiver Ausnützung der Reklamemittel, mit Geschäftsgrundsätzen, die vor Allem großen Absatz und raschen Kapitalumschlag, wenn auch mit reduzierten Zuschlägen zum eigenen Einkaufspreis, erstreben lassen. Begreiflich ist daher, daß der Steinhändler, der nicht dies Alles mitmachen kann, seine Beschwerden gerade gegen die Waarenhäuser richtet und weniger gegen die großen Spezialgeschäfte, die auch gefährliche Konkurrenten der Kleinen sind: sie entsprechen eben doch noch mehr den alten Handelsformen. Aber die Großbazare sind nicht die einzigen Träger neuer Handelsgewohnheiten, die schon in ein sehr weites Gebiet eingedrungen sind und eng mit der Entwicklung unseres gesammten Wirthschaftslebens zusammenhängen, wie die ökonomische Wissenschaft längst weiß und neuerdings wieder aus dem Bericht über die breslauer Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik hervorgeht.

Die Behandlung der Waarenhäuser darf nicht zu einem Kampf gegen das Neue an sich gestaltet werden. Zwei Handelsgeschäfte mit dem selben Ertrag verschieden hoch zu besteuern, und zwar das eine deshalb höher, weil es sich mehr in neuen Handelsformen bewegt: Das ist doch schon der Kampf

gegen das Neue. Es ist auch kein sachlicher Grund dafür vorhanden, einen Mann, der Möbel oder Kleider verkauft, anders zu behandeln und zu besteuern als einen, der Möbel und Kleider feilhält; zu begreifen wäre allenfalls, daß man für gewisse eigenartige, schwer einen Einblick gestattende Erwerbszweige, zum Beispiel den eines Börsenbesuchers und Spekulanten, besondere Besteuerungsformen erfinnt; die Großbazarre aber stehen doch auf einer Linie mit den übrigen Handelsbetrieben und denken, schon aus Reklamerückichten, gar nicht daran, Umfang und Art ihres Geschäftes zu verbergen. Ist nun die Ansicht der Regierung zutreffend, daß die Waarenhäuser im Verhältniß zu wenig Steuer zahlen, so kann Das nur daran liegen, daß das bestehende Gewerbesteuerystem Mängel hat, wie in der That zum Beispiel die Denkschrift des Bundes der Handel- und Gewerbetreibenden zu Berlin über die Umsatzsteuer behauptet; sie bezeichnet die Steigerung der Gewerbesteuerfüße nach Klassen als zu gering und die Kleinbetriebe als unverhältnißmäßig belastet. Dann ist es aber auch eine Illusion, anzunehmen, daß die bestehende Steuerverfassung gerade nur gegenüber Detailhandelsgeschäften mit mehr als einer halben Million Umsatz und mehreren ziemlich willkürlich abgesteckten Branchen versage, Illusion, ja Unbilligkeit nach den verschiedensten Seiten hin, wenn man eine eben so willkürlich begrenzte Zahl von Betrieben herausgreift und ihnen eine durchaus abweichende, in ihren Folgen schwer berechenbare Sondersteuer auferlegt. Korrekt würde es einzig und allein sein, die Gewerbesteuer überhaupt zu reformiren; wer dann mehr zu zahlen hätte, dürfte sich nicht beklagen, denn die Steuer trüfe ihn kraft gemeinen Rechtes und nicht durch ein privilegium odiosum. Wenn die Regierung sich gegen die Revision des noch nicht zehn Jahre alten Gewerbesteuergesetzes sträubt und längere Erfahrungen für nöthig hält, so will Das nicht viel befagen, denn sie, die Regierung, ist es ja selbst, die an dem Gesetz herumschauen will. Also entweder eine systematische, ordentliche Reform oder gar keine.

Aber freilich: leichter ist es, wenn man die Waarenhäuser treffen will, ein paar Sonderbestimmungen gegen sie zu erlassen als allgemeine Regeln aufzustellen, aus deren Anwendung auf alle Betriebe sich auch die gewünschte stärkere Belastung der Bazare ergäbe. Und die populäre Strömung, vor der die Regierung mit ihrer Vorlage mehr wider- als freiwillig eine Verbeugung macht, will ja gerade die Ausnahmegesetzgebung, will die Beschränkung einer bestimmten Art von Betrieben. Man kann dieser Strömung nachgeben, aber sie selbst wird damit nicht zur Ruhe kommen, weil auch in Zukunft die Konkurrenz der Großen sammt den sonstigen Neuerungen aus dem Detailhandel nicht verschwinden wird. Das Beispiel Frankreichs mit der dort schon bewirkten Steuererhöhung für die Großmagazine und den ungeschwächten Klagen der Kleinhändler ist dafür ein beweiskräftiges Beispiel. Das Opfer, das mit kleinbürgerlicher Wirtschaftspolitik in einem Industriestaate gebracht wird, dürfte daher nach jeder Richtung vergeblich bleiben.

Oberlehrermisere.

Seit Jahren stehen die akademisch gebildeten Lehrer Preussens in einem Lohnkampfe gegen ihre Arbeitgeber, die staatlichen und städtischen Behörden. Der Lohnkampf ist darum nicht minder zäh und erbittert, weil er von den Fordernden mit all der Zurückhaltung und Selbstbeherrschung geführt wird, die Leuten von gründlicher wissenschaftlicher Bildung und, seien wir offen, von nicht weniger gründlicher Gewöhnung an behördliche Bevormundung und Begünstigung eigen ist. Erst in allerjüngster Zeit fängt die Sprache der Lehrer an, Formen und Farbe devotester, in resignirter Ehre nbietung ersterbender Untertänigkeit zu verlieren. Die Beschwerden der Lehrer drehen sich hauptsächlich um zwei Punkte: die Ueberbürdung mit Arbeit und die schlechte Bezahlung. Im Punkte der Bezahlung wird der Laie dem akademisch gebildeten Lehrer wohl ohne Weiteres Recht geben: für die langen Jahre mühsäliger Studien, die von der Sorge um den Erfolg bedrohte Examenzeit, die an Demüthigungen aller Art überreiche Hilfslehrerperiode, an der weniger die kümmerliche Befoldung der „jungen“ Leute als ihre gedrückte soziale Stellung das größte Uebel ist, und endlich die ganze Art der in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten aufgehenden Berufsarbeit überhaupt dünkt ihn die schließliche materielle Entschädigung so gering, daß er noch heute, trotz allen Gehaltsaufbesserungen und dem reichlicheren Titelsold der letzten Jahre, schwer begreift, wie vielfach doch begabte, kräftige, reg- und strebsame Jünglinge dieser Laufbahn ohne die an andern amtlichen Verufen so lockende mannichfach abgestufte Leiter von Stellungen und Ehrungen sich gefangen geben können. Der Laie, der zugleich nicht selten Philister ist, begreift so Manches nicht; ihm sei deshalb gesagt, daß Jünglinge edleren Gepräges Ideologen sind und den Ideologen nichts so zwingt und lockt wie die Hingabe an die Wissenschaft in Lehre und Lernen. Für Den, der Wissenschaft treibt und treiben will, giebt es, abstrakt gesehen, doch kaum eine andere Bethätigungsmöglichkeit als das Lehramt an Schule und Hochschule. Diesem strömt daher jahraus, jahrein kein kleiner und der an Werth nicht geringste Theil deutscher Intelligenz zu; und sein Enthusiasmus für den inneren Beruf ist so stark, daß er von seinem das Leben verklärenden Zauber genug auf das Amt vorauswirft, um es annehmbar zu machen. Aber freilich: einmal im Amt und einmal vertraut mit seiner Misere, beginnt der Lehrer nicht selten, seine Thätigkeit mit den Augen des Laien zu betrachten. Das ist schlimm für beide Theile: für den Lehrer und für die Gesellschaft; und mir scheint, es sei Aufgabe des Staates, zu bedenken, daß der durch seine Amtsthätigkeit um die Schwungkraft seines Idealismus gebrachte Lehrer schlechter als jeder andere Diener der Gesellschaftsbedürfnisse seines Amtes waltet, und Pflicht

des Staates, dafür zu sorgen, daß ihm diese Schwungkraft nicht durch elende materielle Bedrängnisse geraubt werde. Daß solche Bedrängnisse die Berufsthätigkeit der Oberlehrer bedrohen, scheint jetzt, nach langsamer, aber stetig anwachsender Gehaltsaufbesserung, als eine unberechtigte Eigenthümlichkeit der Pädagogen höheren Ortes empfunden zu werden, nachdem schon im Jahre 1845 durch den Minister Eichhorn und seitdem von fast allen preussischen Kultusministern ihre Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz als eine prinzipiell berechnete Forderung anerkannt worden ist. Es wird dem regirenden Juristenstande offenbar schwer, diese Forderung ernst zu nehmen. Noch am vierzehnten März 1899 erklärte es der Regierungsvertreter, Herr Gerichtsassessor Tillmann, im Hinblick gerade auf diese Forderung „für nicht wohlgethan, unerfüllbare Hoffnungen und Wünsche des Lehrerstandes zu unterhalten und anzuregen“, und bei der diesjährigen Verhandlung des Kultusbudgets im Abgeordnetenhaus wurde der ablehnende Bescheid damit bemäntelt, daß ja die Richter nun einmal historisch den Vorsprung hätten, im Uebrigen aber die Lehrer ihnen im Gehalt nah genug gekommen seien. Ist diese Forderung wirklich so unbescheiden? Ist es gegenüber der richterlichen eine untergeordnete Thätigkeit, Demosthenes, Sophokles, Tacitus, Cicero, Shakespeare, Racanauy, Ruskin, Molière, Pascal, Goethe, Schiller, Lessing zu interpretiren, also die höchsten vorhandenen Kulturwerthe der Auslese der jungen Volksgenossen zu übermitteln und in ihnen die geistige und sittliche Kraft zu einer gedeihlichen spezifischen Berufsausübung wachzurütteln? Ist es wirklich so leicht, mathematisch und physikalisch denken und anschauen zu lehren? Leichter und weniger wichtig und vornehm, als einem kümmerlichen Baupespekulanten das Handwerk zu legen oder einen schmerzigen Erbschaftsprozess zu erledigen? Man verzeihe die Banalität dieser Wendungen; aber gegenüber dem unerträglich Banalen, daß die Mehrzahl unserer Abgeordneten bei der Erörterung von Bildungsfragen jüngst an den Tag gelegt hat, ist die Banalität fast das einzige Verständigungsmittel. Ich meine: die Zufriedenheit dieser wichtigsten Gesellschaftsdienner, ihre Befreiung von groben materiellen Sorgen und das dadurch erkaufte goldene Geschenk der zur Sammlung und Vertiefung benötigten Ruhe sei durch eine unbedeutende Erhöhung des Kultusetats nicht zu theuer erkaufte. Die ganze Mehrausgabe würde im Jahr noch kaum drei Millionen betragen. Sollte Das Preußen mit seinen glänzenden Finanzen nicht leisten können? Wie die Dinge jetzt liegen, ist der akademisch gebildete Lehrer — um einigermaßen „standesgemäß“ zu leben, Das heißt: um den Lebensgewohnheiten eines gebildeten Mannes nicht ganz entsagen zu müssen und seinen Kindern eine bessere Erziehung geben zu können — gezwungen, außeramtlich durch unterrichtliche und literarische Erwerbsthätigkeit sein Einkommen zu erhöhen; dabei kleidet er sich höchst bescheiden, führt eine mäßige, nüchternere

Küche, ist wenig in Theatern und Konzertsälen zu erblicken und hat für Bibliothekerweiterung und Zeitschriftenabonnement weniger übrig, als nöthig wäre, um den Kontakt mit Wissenschaft und modernem Leben aufrecht zu erhalten. Durch Hineinheirathen in wohlhabende Familien die materielle Kürzlichkeit seiner Existenz zu bessern, wie es beim Richter, dem Regierungsbeamten, dem Offizier fast die Regel ist, entsprach bisher nicht den Gewohnheiten des Lehrers; erst in jüngster Zeit hat sich die Heirathspekulation auch seiner bemächtigt, aber — höchst bezeichnend — auf dem Heirathmarkt wird er zu niedrigerem Kurse notirt als die übrigen Vertreter der gebildeten Stände. Und schließlich vergesse man nicht, wenn man den Wunsch nach Gleichstellung mit den Richtern erster Instanz ganz begreifen will, daß diese Herren, Verwaltungsbeamte, Baumeister, Offiziere, einer reich gegliederten Laufbahn entgegengehen; der akademisch gebildete Lehrer aber bleibt im Wesentlichen äußerlich Der, der er ist, sein Leben lang, er mag Stümper, Durchschnittsmensch oder eine geniale Persönlichkeit sein. Das wissen die vielen hervorragenden Männer, die aus Ideologie den Lehrberuf ergreifen, von vorn herein, aber darum gerade beanspruchen sie wenigstens die Gleichstellung ihrer sämmtlichen Amtsgenossen im Gehalt mit den Richtern erster Instanz.

Aus begreiflichen Gründen legen die Oberlehrer auf solche ideale Begründung ihrer Hauptforderungen wenig Gewicht; sie versprechen sich viel mehr von ihrer physiologischen Motivirung, die allerdings Bände spricht. Sie haben den zahlenmäßigen Beweis erbracht, daß ihre Berufsthätigkeit, im Vergleich mit der anderer akademisch gebildeten Beamten, die Arbeit- und Lebenskraft beträchtlich früher aufzehre. Nach den mühsaligen Arbeiten von H. Schröder-Niel, Knöpfel-Worms, Kannengießer Schalte und Anderen steht fest, daß, gegen die Richter gehalten, die preussischen Oberlehrer mindestens 5 Jahre früher aus dem Amte scheiden. Mehr als 30 Dienstjahre erreichten, nach einer im März 1900 abgeschlossenen Statistik, von den Lehrern 35 Prozent, mehr als 40 Dienstjahre 5,6 Prozent, mehr als 60 Lebensjahre zählten, im Amte nur 34, mehr als 65 Jahre waren im höhern Lehrerstande nur 1,5 gegen 8,8 Prozent im Richterstande. Von den preussischen Amts- und Landrichtern waren am ersten Januar 1897 nach Professor Lexis 5,94 Prozent mehr als 65 Jahre alt, von den Oberlehrern nur 1,18 Prozent, am ersten Januar 1900 im ganzen Richterstande 8,8, im höheren Lehrerstande nur 1,5 Prozent, obgleich doch wegen der denkbar schlechtesten Beförderungsverhältnisse — nur ein ganz geringer Bruchtheil der akademisch gebildeten Lehrer kann in höhere Ämter berufen werden — die Lehrer die größte Prozentzahl von Herren mit hohem Dienstalter und hohem Lebensalter aufweisen müßten. Aber genau das Gegentheil ergibt sich. Professor Lexis, der Gewährsmann der Regierung, hat das statistische Beweismaterial der Lehrer zuerst

(Mai 1898) als zu Gunsten der Oberlehrerforderungen sprechend interpretirt. Zwar noch nicht die Gleichstellung mit den Richtern unterster Instanz, wohl aber die Herabsetzung der wöchentlichen Pflichtstundenzahl (zwischen 22 und 24) glaubte er, daraus folgern zu sollen. Im Juli 1898 war man von einer solchen Nothwendigkeit im Unterrichtsministerium überzeugt, es machte in dieser Angelegenheit die einleitenden Schritte, scheiterte aber — im Kasanienwäldchen. Dann — nicht deshalb — bekämpfte Lexis die Herabsetzung der Pflichtstundenzahl. Aber die Oberlehrer vervollständigten ihre Statistik immer weiter und selbst Lexis mußte in seinem vielberufenen Auffay in Conrads Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik zugeben, die Sterblichkeitsziffer der Oberlehrer sei ungünstiger als die der Richter. Wieder regte sich die wohlwollende Unterrichtsverwaltung zu Gunsten der Oberlehrer, aber wieder klopfte man im Kasanienwäldchen vergebens an den Staatsfädel. Darauf bekrittelte Lexis in den selben Jahrbüchern die Statistik besonders Schnöders, der mit der ganzen Erbitterung eines durch überlange Wartezeit gefolterten Hilfslehrers die Standesinteressen unermüßlich und unerbittlich vertritt, und wies die von ihm vertretenen Forderungen der Oberlehrer als unberechtigt ab. Die zu der jüngsten Berathung des Kultusbudgets im Abgeordnetenhaus ausgegebene, vom Statistischen Amt bearbeitete Denkschrift des unter neuer Leitung stehenden Ministeriums bleibt auf dem Standpunkt des Herrn Lexis: den Pflägebefohlenen versagt nun, wie es scheint, die eigene Mutter den Schutz. Die akademisch gebildeten Lehrer Preußens werden für unwürdig befunden, den Richtern unterster Instanz im Gehalt gleichgestellt zu werden, und man hält ihr Verlangen nach Herabminderung ihres wöchentlichen Arbeitspensums (22—24 Stunden + Korrekturen + Vorbereitung + Zeit zur Erhaltung und Erweiterung ihres wissenschaftlichen Besitzstandes, ohne die der höhere Unterricht zu elender Stämpererei ausartet) für physiologisch nicht gerechtfertigt, weil sie, wie ein Abgeordneter sich ausdrückte, ja „nur“ um 3 Jahre 5 Monate (übrigens eine falsche Zahl) früher als die Richter aus dem Amte scheiden müßten. Der Herr Abgeordnete hat allerdings das Material für sein Urtheil den sonderbaren Berechnungen der Denkschrift abgequakt. Sie vermeidet es, die Mortalitätsziffern von Richtern und Oberlehrern einfach neben einander zu stellen. Dafür aber vergleicht sie die Mortalität der Oberlehrer derjenigen der gesammten männlichen Bevölkerung Preußens. Was ergibt dieser Vergleich? Daß das Durchschnittsalter der Oberlehrer, die über 33 Jahre alt wurden, um 2,37 Jahr niedriger war als das der entsprechend alten männlichen Personen in Preußen. Die Denkschrift nennt, allerdings von der falschen Differenzzahl 1,37 ausgehend, diesen Unterschied geringfügig. Wenn man bedenkt, welche Proletarierexistenzen zur männlichen Gesamtbevölkerung überhaupt gehören und welche Unsumme von Lebenslast und Daseinsnoth in

ihnen verkörpert ist, so möchte man an dem Beruf der Denkschriftverfasser, statistische Zahlen sozialpolitisch zu deuten, einigermaßen zweifeln.

So liegen die Dinge. Ich füge noch hinzu, daß die Befoldungs- und die Ueberbürdungfrage im engsten Zusammenhang stehen und daß die Ueberarbeitung der akademisch gebildeten Lehrer sehr oft durch die Nothwendigkeit, durch außeramtlichen Erwerb ihr Einkommen zu erhöhen, herbeigeführt wird. Wer entgegenhalten wollte, der Gehaltsunterschied zwischen Richter und Oberlehrer betrage, nach den allerdings dankenswerthen Aufbesserungen der letzten Jahre, nicht sonderlich viel, Der hat von der Bedeutung kleiner Zahlen für Individuen von bescheidener Lebenshaltung keine rechte Vorstellung. Und dann bleiben die Gesamtbezüge des Oberlehrers während seiner Dienstzeit ganz beträchtlich hinter denen des Richters zurück, weil dessen Gehaltssteigerungen in rascherem Tempo erfolgen, mithin der Genuß des Höchstgehaltes viel früher eintritt. Der Oberlehrer erhält es nach 24 Dienstjahren; es beträgt 6000 Mark in Berlin. Da die definitive Dienstzeit im Durchschnitt 24 Jahre 9 Monate ausmacht, so dauert die Herrlichkeit der auskömmlichen Befoldung nicht eben lange. Es gäbe allerdings ein sehr probates Mittel, die durchschnittliche Dienstzeit zu erhöhen, wenn man sich nämlich entschloße, die über vier Jahre hinausgehende Beschäftigung als Hilfslehrer dem Dienstalter ganz oder theilweise einzurechnen. Dieses Verfahren ist laut Gesetz vom vierten Mai 1892 beziehungsweise dessen Nachtrag vom sechzehnten Juni 1897 der Unterrichtsverwaltung empfohlen worden, — das Einverständnis der Finanzverwaltung vorausgesetzt. Woran es wohl liegt, daß von dieser wohlthätigen Bestimmung nur ganz selten Gebrauch gemacht wird?

Mir scheint nach Alledem kein Zweifel mehr möglich, daß die Lehrer in Preußen Grund zu ernstlicher Beschwerde haben. In der Hitze des Gefechts hat Schröder den Beruf, dem er angehört, einen „männermordenden“ genannt. Ich halte das Wort für übertrieben; wie ich auch begreiflich finde, daß die Unterrichtsverwaltung, die bis vor Kurzem Beweise aufrichtigen Wohlwollens für den wichtigsten Theil ihrer Beamten gezeigt hat, durch solche Uebertreibungen verstimmt und gezwungen wird, als Agitation zu betrachten, was nur Wahrnehmung berechtigter Interessen ist. Aber wenn jetzt von der Behörde behauptet wird, die hohe Invalidityiffer unter den Oberlehrern, ferner ihr auffallend frühes Ausscheidealter rühret daher, daß sie geschwächt ins Amt träten, und die amtliche Dienstzeit könne nicht für einen übermäßig starken, vor ihren Anfang fallenden Kräfteverbrauch verantwortlich gemacht werden, so weiß ich nicht, ob diese Behauptung und die aus ihr gezogene Folgerung: eingehende körperliche Untersuchung der Kandidaten, noch als Zeichen des Wohlwollens aufgefaßt werden können. Nach meinen als Schüler und als Lehrer gemachten Erfahrungen sind es weder die dümmsten

noch die sittlich schwächsten unter den Abiturienten, die auf die Universitäten ziehen, um reine Wissenschaft zu erlernen und später zu lehren; der Lernerifer scheint mir bei ihnen verhältnißmäßig am Reinsten, am Freiesten von Erfolgsgier, und wenn die jungen Leute, die die für den Betrieb wirklicher Wissenschaft unerläßliche Eigenschaften in hohem Maße besitzen, meist aus den weniger begüterten Bevölkerungsschichten stammen und daher frühzeitig anfangen müssen, für den eigenen Unterhalt zu sorgen, so ist Das nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit der bekannten Vermuthung über den Ort, wo die tüchtigsten Kräfte des Geistes und des Gemüthes schlummern. Ersatz für sie wird man unter den Jünglingen mit hohem Monatswechsel schwerlich finden; selbst nach erlangter Gleichstellung der Gymnasiallehrer mit den Richtern wird es ihnen an Lust dazu — und noch an manchem Anderen — fehlen. Die Beschäftigung mit der Jugend gilt nun einmal als minder vornehm als die mit Erwachsenen. Und dann: welche Härte, Männer, die die beste Zeit ihres Lebens fast schon hinter sich haben und nicht selten gerade ihrem zukünftigen Beruf das Opfer ihrer Gesundheit gebracht haben, den Zugang zu der gesicherten Lebensstellung zu wehren! Ist es denn nicht denkbar, daß auch der Lernerifer die Gesundheit schwäche, die Last und der Zwang, sich auf mehr denn einem Gebiet zum Fachmenschen auszubilden? Dazu tritt die Nothwendigkeit, neben der Fachbildung die allgemeine zu pflegen, die der Lehrer der Gymnasialoberklassen nicht vermissen lassen darf, während der Universitätspezialist sich den Luxus beträchtlicher Unbildung schon eher gestatten kann. Shakespeare seinen Primanern nur als Anglist erklären zu wollen: darauf verfiel wohl höchstens dieser oder jener Universitätslehrer.

Nein, ich kann nicht glauben, daß die preussische Unterrichtsverwaltung auf die wesentlichen Beschwerden der Oberlehrer — zu denen die Rang- und Titelfragen nicht gehören — mit der Vorschrift strenger Körperdurchsuchungen vor der Anstellung antworten werde. Die Maßregel wäre nicht nur wenig human, sondern auch unzweckmäßig; es sei denn, man beabsichtigte, den Lehrberuf zum Sammelplatz für Kraftmeier und untergeordnete Intelligenzen zu machen. Unsere Zustände anglisiren sich ja zusehends; vielleicht fügt man den öffentlichen Ausschreibungen für Lehrstellen die Notiz bei: „must be a good cricketer“; in England wird sie häufig noch durch die andere ergänzt: „must be in holy orders“. Ob Das ein Mittel wäre, dem in einigen Fächern (Neuere Sprachen, Mathematik) schon jetzt bestehenden und zu pädagogisch geradezu erschreckenden Mifständen führenden Lehrermangel abzuhefen, weiß ich nicht. Eins aber weiß ich: daß der geringschätzigste Ton, den gewisse höhere Verwaltungsbeamte den Schulmeistern gegenüber neuerdings für gut befunden haben, die Lehrer niemals beruhigen oder gar zu Maulkorbtaugenden erziehen wird.

Dr. Samuel Saenger.



Rayenhofers Urkrafttheorie.

Alle Wege führen nach Rom. Alle menschliche Reflexion kreist, wie der Falter um die Flamme, um das Problem der Weltenentstehung, um das centrale Räthsel unseres Denkens. Möge man sie daher noch so oft totsagen: immer wieder feiert sie ihre Auferstehung, die Philosophie, jene Denkarbeit, die schließlich auf dieses eine große Problem gerichtet ist.

Von welchen verschiedenen Ausgangspunkten versuchte man zu ihr zu gelangen und von welchen verschiedenen Ausgangspunkten kam man unversehens in ihren Bereich, ohne sie gesucht zu haben! Philosophie ringsum! Zu ihr gelangt der schwärmerische Dichter, der für seine überschwellenden Gefühle nach dem Ausdruck ringt; der kühne Sternesucher, dem abstrakte Spekulation ein Gräuel ist; der fromme, gottergebene Gläubige, der in der Heiligen Schrift Erhebung und Trost sucht; zu ihr gelangt, mit Absicht oder unversehens, der Naturforscher, mag er die Pflanze, das Thier, den Menschen oder die Mineralien, Stoffelemente, Flüssigkeiten und Gase zum Gegenstand seiner Forschung gewählt haben —: am Ende ihres Weges stehen sie Alle der großen Sphäre gegenüber.

Wie sehr es aber auch scheinen könnte, daß schon längst alle Ausgangspunkte benutzt sind: einer ist bisher nicht benutzt, der Weg von ihm aus noch nicht begangen worden. Diesen Weg zur Philosophie beschritt Gustav Rayenhofer, als er von den menschlichen Wechselbeziehungen aus (Soziologie) zu dem großen Centralräthsel vordrang und es damit von einer neuen Seite faßte.

Als er in seinem „Wesen und Zweck der Politik“ und die im Staate mit einander kämpfenden „politischen Persönlichkeiten“ — so nennt er die Parteien und sozialen Gruppen — vordrängte, erklärte er die Naturnothwendigkeit dieses Kampfes durch das den einzelnen Gruppen „inhärente Interesse“, das sie kraft ihrer Natur verfolgen müssen.

Dieses „inhärente Interesse“ war aber nicht das letzte Wort Rayenhofers. Um dieses Interesse zu erklären, drang er tiefer und tiefer in den Urgrund der Dinge ein, um schließlich in seiner „Soziologischen Erkenntniß“ (1897) eine „Urkraft“ als das überall treibende Agens zu bezeichnen. Ich war damals ein Wenig misstrauisch. Mir war zu Muth, als ob ich an diese Urkraft die Worte richten sollte: Schöne Maske, ich kenne Dich! Ich dachte: Das wird wohl nur ein anderer Name sein für den Gott der Theologen, die Substanz der Metaphysiker, das kantische Ding an-sich, den schopenhauerischen Willen u. s. w. Heute, nachdem ich das neueste Werk Rayenhofers, den „Positiven

Monismus“, gelesen habe,*) bekenne ich gern, daß ich mich irrte. Raghenhofers „Urkraft“ ist kein neues Wort für ein altes Räthsel, sondern ein neuer Begriff, ein neues Prinzip.

Und, um es gleich zu sagen, seine Urkraft ist nicht Schöpfer der Welt oder ein den Erscheinungen zu Grunde liegendes Ding-an-sich, sondern ein physikalisches Prinzip der Weltentwicklung. Indem Raghenhofer, von dem Bestreben, den Monismus zu begründen, geleitet, von den gesetzmäßigen Wechselbeziehungen der Menschen, also von der sozialen Welt, rückwärts zur organischen und amorphanen Welt geht, stößt er auf die ursprünglichste Energie, die selbst keine Wirkung einer anderen Energie ist, auf die Urkraft, „die Ursache aller Bewegung ist.“ Allerdings stellt er diese Urkraft als „Annahme“ hin, „die wir, ohne unserer Denkfähigkeit einen Zwang anzuthun, nicht zurückweisen können.“ „Der Weltraum ist daher erfüllt von Urkraft, deren Wesenheit nach jeder Richtung der Denkfähigkeit unerforschlich ist und daher allen jenen Voraussetzungen entsprechen muß, die dem Substanzbegriff beigemessen werden, ohne daß wir genöthigt sind, eine materielle Wesenheit in Betracht zu ziehen; denn die Welt mit ihren Erscheinungen wird durch die Kraftwirkungen vollständig erklärt.“ Diese Behauptung sucht Raghenhofer dadurch zu erweisen, daß er uns das Entstehen aller „Denkelemente der Erscheinungswelt: Bewegung, Widerstand, Volumen und den Hilfsbegriff Stoff“ aus dem bloßen Walten der „Energien“ der Urkraft erklärt.

Diese „Energien“ sind nämlich zwiefach: aktuelle und potentielle. „Aktuelle Energien in entgegengesetzter Richtung wirkend werden zu potentiellen“. Das heißt: zu „aufgespeicherter Energie.“

„Wirken potentielle Energien zusammenhängend nach den drei Dimensionen des Raumes, so erlangen sie ein Volumen.“

„Die aktuelle Energie äußert ihre Wirkung beim Zusammentreffen mit einer anderen Energie als Stoß und die potentielle Energie äußert ihre Wirkung gegenüber dem Stoß als Widerstand zur Behauptung des Volumens. Potentielle Energien, denen ein Volumen zukommt, nennen wir Körper und mit Bezug auf die der potentiellen Energie zukommende gebundene Kraft nennen wir einen Körper Stoff.“

Mit diesen aus der unvermeidlichen Annahme einer Urkraft sich ergebenden Sätzen, deren formal-physikalische Richtigkeit von selbst einleuchtet, ist die Grundlage der raghenhoferschen „Entwicklungshypothese“ gegeben. Man braucht sich nur das „kleinste Kraftvolumen (Atom)“ vorzustellen und die in ihm als „Mikrokosmos“ waltenden Energien in ihrem Wirken zu verfolgen, um zu einer befriedigenden Erklärung der ganzen Erscheinungswelt zu gelangen.

*) Der Positive Monismus und das einheitliche Prinzip aller Erscheinungen. Von Gustav Raghenhofer, Leipzig. Brockhaus 1899.

Da „die Herkunft unseres sinnlich wahrnehmbaren Systems der Weltkörper aus einem aufgelösten und ausgedehnten Zustand durch alle astronomischen und geologischen Erfahrungen bestätigt“ wird, so können wir in der „vorausgehenden Periode der Universalentwicklung eine augenblickliche gleichmäßige Vertheilung der Urkraft annehmen, beruhend auf ihrer vollständigen Einfachheit.“ „In dieser Urkraft-Summe nun wirkte die Attraktion als primärste Energie“ (Kohäsion), wodurch die „Masse“ gegeben ist.

„Die allseits wirkende Attraktion verbürgt die Kontinuität der Urkraftmasse.“ „Die sich kreuzenden Wirkungen der Attraktion müssen sich nothwendig gegen das Centrum der Urkraftmasse verdichten“, woraus sich ein Punkt ergeben muß, auf den die Resultanten der Attraktion gerichtet sind. „Diesen Schwerpunkt der Attraktion erzeugt nach den Gesetzen der Mechanik die Kugelgestalt der Urkraftmasse. Die Gravitation ist nur eine andere Form der Attraktion und tritt im Verhältniß der getrennten Weltkörper an die Stelle der Kohäsion, um die „Kontinuität der Urkraftmasse“ zu erhalten.

„Die Urkraft-Vertheilungen können nach der räumlichen Natur des Kraftbegriffes nur Punkte sein, von denen die Attraktion beziehungsweise die Kohäsion und im Weltsystem die Gravitation ausstrahlt. Diese Urkraftpunkte schweben im Raume, jeder in seiner Besonderheit durch eine Sphäre der Abstoßung erhalten . . . Jeder Urkraftpunkt bildet mit seiner Abstoßungssphäre das Uratom.“

Aus dem natürlichen Wirken der in diesem Uratom gebundenen und sich auslösenden Energien erklärt der Verfasser den ganzen Entwicklungsprozeß des Weltalls. Allerdings ist ja auch seine Grundlage dieser ganzen Erklärung eine hypothetische; doch muß man ihm vollkommen zustimmen, daß seine Hypothese eine „befriedigende“ ist, da „wir durch sie im Stande sind, einen bestimmten Ausgangszustand für die Beurtheilung der weiteren Entwicklung zu denken.“ Diese „weitere Entwicklung vom Uratom oder eigentlich von den Uratomen bis zu Weltkörpern“ stellt uns der Verfasser — immer auf Grund erwiesener physikalischer Gesetze — sehr überzeugend dar. Seine allgemeine Formel lautet: daß „durch die wechselvolle Umsetzung der Urkraft in die verschiedenen Modalitäten der kontrahirenden und repulsirenden Energien die Weltentwicklung erfolgt.“ An dieser allgemeinen Entwicklung hat unsere Erde Antheil, die „durch ihr Volumen und ihr Entwicklungsstadium eine Weltkörper-Individualität bildet, die der besonderen Beurtheilung unterliegt.“

Zum nothwendigen weiteren Verlauf dieser „Umsetzung der Urkraft“ kommt es zur „Entstehung der Organismen“. Wie es dazu gekommen ist, ist allerdings noch nicht ganz aufgeheilt; aber „beiläufig“ können wir es uns schon denken. Jedenfalls ist „das Leben“ eine Erscheinungsmodalität der Urkraft. Eine solche „beiläufige“ Darstellung der Genesis giebt uns der Ver-

fasser folgendermaßen: „In der — organischen Gebilden günstigsten — Temperatur von plus 31 Grad Celsius dürften an der Erdoberfläche, dort, wo das Uermeer zwischen emporragendem Gekäfte in Ruhe stand, unter der Einwirkung aller die Stoffverwandlung fördernden Energien die Vorfahren der noch heute im Gewässer vorfindlichen Protisten entstanden sein. Durch das Streben der Plus-Ueberkraftpunkte in den Elementatomen, aus der Umgebung jene Stoffe anzuziehen, zu denen die regste Affinität besteht, ergaben sich Verbindungen, die nebst den Attraktion- auch Repulsionenergien auslösen.“ Wir sehen: Ragener operirt mit einfachen und verständlichen Mitteln, — mit den physikalischen Kräften, deren Wirksamkeit täglich und stündlich überall beobachtet werden kann. Allerdings: damit diese unscheinbaren Kräfte das ganze Reich der organischen Geschöpfe ins Leben rufen, bedarf es noch einer Bedingung: unermesslich langer Zeiträume.

„Wir müssen bei Beurtheilung solcher Stoffbildungen das Selbe im Auge halten, was für die Weltentwicklung überhaupt gilt, nämlich zunächst: Zeiträume, die dem Gestaltenreichtum der Gebilde die größte Entstehungsmöglichkeit gestatten und sich mit unserer Ungeduld bei Beurtheilung der Naturvorgänge in kein Verhältnis bringen lassen, — ferner Energieverhältnisse, die zu schaffen uns entweder überhaupt unmöglich oder noch nicht gelungen ist. Die Uermeere zeigten hierfür die denkbar günstigsten Umstände und hatten die nothwendigen Keime, um in sich sogenannte organische Verbindungen entstehen zu lassen.“ Unter diesen zahlreichen Verbindungen wird auch „jene Proteinsubstanz entstanden sein, die die Befähigung hat, sich der vorhandenen Energiebedingungen so zu bedienen, daß sie sich durch Stoffaufnahme vermehrt und durch Stoffwechsel erhält.“ Daraus, daß für die Chemie der Eiweißkörper heute noch in Dunkel gehüllt ist, dürfe man weder auf ein Eingreifen übernatürlicher Kräfte schließen noch sei man deshalb berechtigt, irgend eine besondere „Lebenskraft“ anzunehmen. Die Proteinstoffe findet man als Eiweißklümpchen, die durch elektrische Strömungen innerlich bewegt und sensibel für Energie-Impulse erhalten werden. „Solche Protein-klümpchen haben das Streben nach Aufnahme geeigneter Stoffe“, wozu sie im Wasser leicht gelangen. Damit beginnt auch der Kreislauf des Lebens, der in der chemischen Zersetzung (Fäulniß) jedesmal seine Schlußstadien findet.

Dieses „organische Leben ist die nothwendige und allein denkbare Fortsetzung in der Entwicklung der Ueberkraft“, nachdem diese früher sich in Bildung von Kraftcentren, in deren Rotation, in Bildung von Stoffelementen und in allen anderen Formen des „unorganischen“ Lebens geäußert hat.

Das Charakteristische dieses „organischen Lebens“ ist dessen „absolute Abhängigkeit vom zugehörigen Weltkörper und von dessen Lebensbedingungen bei relativer Selbständigkeit in der Form und in den Absichten.“ Diese

Abhängigkeit erklärt sich aus dem Bedürfnis auch schon des Protozoons, „die geeigneten Stoffe zur Ergänzung seines Bestandes aufzunehmen.“ Dieses Bedürfnis tritt als „Attraktionszug bis ins Unbegrenzte“ bei allen Organisationen auf, „wird jedoch durch den Individualisierungsdrang modifiziert, so daß an die Stelle der plumpen Massenanziehung der unorganischen Welt die Vermehrung der Individuen in der Gattung tritt.“ Gleichzeitig mit dieser Entwicklung der Organismen ist eine „kompliziertere Vervollkommnung der Energieleistungen“ der Organismen eingetreten, die wir als den Uebergang zu bewußten und willkürlichen Reaktionen auffassen. Denn es kommt dazu, daß die bloßen „Empfindungen“ der Organismen „Vorstellungen“ und „Absichten“ in ihnen erwecken, die unter Dazwischenkunft eines „Willens“ ausgeführt werden. Das eigentliche Motiv aber all dieser psychischen Erscheinungen und zugleich Triebfeder der Ausführung der entstandenen Absichten ist das dem speziellen Organismus „inhärente Interesse.“ „Dieses Interesse, Das ist: das in der Stoffkonstellation des Organismus wurzelnde individuelle Streben, zwingt zur Ausführung der gebotenen Absicht durch den Willen, Das ist: die im Organismus zur Befriedigung des inhärenten Interesses bereite potentielle Energie.“ Was wir „Leben“ nennen, ist also nur eine kompliziertere Aeußerung von Energien, die auch in der „leblosen“ Natur wirken. Denn „das Leben ist ja nichts Anderes als das Wirken der Uerkraft, die eben so räthselhaft in der Massenanziehung wie in der Elektrizität ist und für die wir nur die Gesetzmäßigkeit des Verhaltens suchen, gleichviel, ob diese in den Gesetzen der Gravitation, der elektrischen Energie, der Kristallisation, des physiologischen oder auch des psychologischen Vorganges, ja, sogar der sozialen Erscheinungen gefunden wird.“

Dieser Satz enthält das ganze Programm Rayenhofers, die Grundtendenz und Idee seines „positiven Monismus“. Hatte er in seinen früheren Schriften das Walten der „Uerkraft“ auf sozialem Gebiet nachgewiesen, so ergänzt er in seinem neuen Buch diesen Nachweis sozusagen rückwärts für das organische und anorganische Gebiet. Aus diesem gesammten Nachweis aber ergibt sich ihm die Lehre, daß „das Leben nicht als etwas von allen übrigen Erscheinungen Abweichendes aufzufassen sei, sondern als Entwicklungsmodalität der im Uratom thätigen Energien.“

In diesem nach einheitlichem Gesetz sich abspielenden Leben des Universums spielt nun bei Rayenhofers, wie schon erwähnt, das „Interesse“ eine hervorragende Rolle als das treibende Motiv, als der Leitstern des Vorgehens all und jedes Wesens, gleichviel, ob organischen oder anorganischen. Denn all und jedes Wesen, organisch oder anorganisch, jedes Ding auf dieser Welt hat ein ihm „inhärentes Interesse“, dem es folgen muß, — bewußt oder unbewußt.

Jedes Ding, als Modalität betrachtet, hat ein solches inhärentes Inter-

eße, das nichts Anderes ist als „der Komplex der einem selbständigen Gebilde zukommenden Bedürfnisse, die je nach den Lebensbedingungen hervortreten.“

„Ein Meteor zum Beispiel hat das Interesse, seinen Umlauf im Raume fortzusetzen; es verfällt aber dem stärkeren Interesse der Erde und ergiebt sich diesem unter Wärme-, Licht- und Schallercheinungen als Beweis des Kampfes für sein Interesse gegen die überlegene Massenerscheinung. Mit jedem Gebilde, das entsteht, entsteht auch dessen ‚Interesse‘, das maßgebend ist für sein gesamtes Verhalten. In diesem Interesse spiegelt sich also Das, was wir von einem Gebilde wissen können, sein ‚Was‘; und dieses ‚Was‘ ist die Aeußerung der Urkraft, daher dessen Erforschung der Inhalt aller Wissenschaft. In den Gedanken der Lebewesen jeder Entwicklungsstufe kommt die Absicht zum Ausdruck, wie einem gegebenen Interesse oder Bedürfnis entsprochen werden soll; ob eine dunkle Absicht einfach zu einem blinden Nachgeben gegenüber den waltenden Energien führt oder ob die Absicht in einem komplizierten Gedankengange zu dem selben Resultat veranlaßt, nämlich, die Energie walten zu lassen: Das ist dem Wesen nach gleichbedeutend.“

Denn der zwischen Interesse und Wahrung des Interesses tretende „Gedankengang selbst ist nur ein Schwanken der Energiespannungen im Empfindungskreis des inhärenten Interesses.“ Dieser bei Ragenhofer allumfassende Begriff des „Interesses“ ist dem Verfasser, wie es scheint, zuerst auf dem Gebiet der Soziologie aufgegangen und schon in seiner „Politik“ und in seiner „Soziologischen Erkenntnis“ hat er von dem vielsagenden Begriff einen überraschend glücklichen Gebrauch gemacht. Da er nun aber die auf sozialem Gebiete wirkenden Kräfte gegen ihren Ursprung hin zurückversetzte, fand er überall das selbe treibende Motiv des „Verhaltens jedes Dinges“, das „inhärente Interesse“.

Wahelich: wenn es das höchste Ziel aller Wissenschaft ist, uns über das Wesen der Dinge aufzuklären und uns das innerste Gesetz alles Seins zu enthüllen, so hat Ragenhofer zum Mindesten gezeigt, auf welchem Wege wir an dieses Ziel gelangen können. Das hat aber bisher noch keine Philosophie geleistet. Weder die idealistische Philosophie mit ihrem „Ding-an-sich“ und mit ihrer „Substanz“ noch die materialistische Philosophie mit ihrer „Materie“, mit ihrem kraftbesetzten „Stoff“ konnten uns über das eigentliche Räthsel des Daseins hinwegtäuschen. Unbefriedigt vom Idealismus wie vom Materialismus, wandte man sich unwillig von aller Philosophie ab. Ragenhofer hebt ihre Standarte wieder auf und schwingt sie hoch über allen Spezial-Disziplinen, — nicht innerhalb einer der vielen Einzelwissenschaften, sondern hoch über ihnen. Mit seiner Urkraft-Theorie zeigt er uns, auf welchem Wege und mit welchen wissenschaftlichen Mitteln man zu einem wenigstens annähernden Verständniß des Räthfels des Daseins gelangen kann.

Graz.

Professor Ludwig Gumplowicz.

Karneval in Nizza.

Ich schreibe diese Seiten, die im ernstesten und träumerischen Deutschland gelesen werden sollen, in dem Augenblick, da die letzten Raketen eben im azurblauen Meer versunken sind. Der Duft der Citronenbäume, der Narzissen und Nelken bringt so warm und berauschend in mein Zimmer, daß er fast die Gedanken trübt. Zwischen den Palmen- und Eukalyptusbäumen des Gartens erblicke ich die geheimnißvolle Wasserfläche, auf der das glitzernde Mondlicht zittert. Das Feuer des Leuchthurmes von Antibes glänzt am Horizont. Die Sterne schimmern groß und hell; in raschem Gewimmel huschen sie über einen Himmel, der in tiefdunkles Blau getaucht ist. Man sieht solche Sterne in den nordischen Ländern nie; sie gleichen wahren Lichtblumen. Ich höre italienische Gefänge, die sich mit französischen Liedern vermengen. Mit Laubwerk und bunten Laternen geschmückte Boote gleiten über das Wasser und der festliche Lärm und das Rauschen der Orchester erklingt in der Ferne . . . Diese Wärme, dieser Nelken-duft, diese Feuer auf dem Meere sind nun Alles, was von der vierzehntägigen Tollheit und Pracht übrig bleibt, die man den Karneval von Nizza nennt, — Alles, bis auf die Garben verwelkter Blumen, die in verschwenderischer Fülle in den Straßen und Plätzen am Boden liegen und sich hier mit den Konfettis vermischen.

Nizza ist ein wundervoller Rahmen für rauschende, auf große Massen berechnete Feste. Am Rande eines Golfes, der „Engelsbucht“, deren Krümmung eine wundervolle Linie bildet, in einem Kreis gründer Hügel, hinter denen man in der Ferne den ewigen Schnee der ersten Alpen erblickt: so ist Nizza mit seinem hübschen Hafen, seinen mit Orangebäumen bewachsenen Hügeln, seinem Schloß mit dem ungeheuren Panorama eine zur Aufführung von Feenmärchen ganz vorzüglich geeignete Stadt. Es ruht in weißer Schöne an einem Meere, dessen himmlische Färbung aus Unwahrscheinliche grenzt. Beim Rundgang um die Bucht durchmisst man einen Raum von sechs Kilometern. Das ist die berühmte Promenade des Anglais, deren von blühenden Beeten eingerahmte Terrasse die Seelandschaft beherrscht. Hier und auf der Placo Masséna, zwischen dem Meer, der Stadt und den Bergen, ist reichlicher Raum für die großartigsten Festzüge.

Der Karneval beginnt, wie überall, mit der Thronbesteigung Seiner Hoheit des Prinzen Karneval. Auf der Placo Masséna wird ein riesenhafter Thronhimmel aus vergoldetem Holz errichtet. Auf großen Wagen kommt der wohl zwanzig Meter lange Pappsoverain in großem Pomp herangefahren und wird zur großen Freude des Publikums unter den Säulen des Thrones niedergesetzt. Gesicht und Kostüm liefern ihm in heißem Bemühen einheimische und fremde Künstler; selbst Berühmtheiten, wie Chéret, wirken dabei mit. Im vorigen Jahr war Seine Hoheit ein Elegant in schwarzer Seidenhose, weißer Weste und rothem Frack mit Monocle im Auge und Gardemia im Kopsloch; in diesem Jahr war es ein Ritter aus dem Mittelalter mit großem Federhut, prachtvollem Wams und scharlachrothen Schafstiefeln. Drei Tage lang wird der Souverain vor der Oper, dem auf Pfählen erbauten und ins Meer hinausragenden Kasino und auf dem entzückenden Blumenmarkt der Bewunderung der Spaziergänger ausgestellt. Dann verkünden kostümirte Musiker mit donnerndem Trompetenschmetter den Beginn der Karnevalslust.

Die ganze Stadt ist besflaggt. Auf der Promenade des Anglais sind prunkvolle Tribünen errichtet. Von hier aus sieht die *fine fleur* der Riviera-bummler zu. Der Nordländer kann sich von der Pracht und dem Reichthum, der bei diesen Paraden entfaltet wird, kaum eine Vorstellung machen. An vielen Wagen sind die Räder ganz mit Orchideen umwunden, die Pferde dicht mit Reifen und Noosrosen bedeckt. Die manchmal ungeheuer großen Wagen — dreißig an der Zahl — sind wahre Meisterwerke der Papparchitektur; manche nehmen in ihren Stockwerken und ihrem Fries sechzig bis achtzig Personen auf. Da sieht man ganze Orchester, Schaaeren kostümierter Tänzerinnen, Feen mit Diamantenschmuck auf der Stirn, Krieger, Seeleute und die lustigen Helden und Heldinnen der alten italienischen Komödie. Man glaubt, große, mit Blumen und Fahnen geschmückte Galeeren zu sehen, die auf einem Menschenmeer tanzen. Trupps von Musketieren und Bogenschützen umringen den Zug, an dessen Spitze Madame Karnaval, eine üppige, lustige Dame, herannahet: sie will ihren Gatten aus seinem Thronhimmel abholen. Auf ihren Befehl bringt man ihn und stellt ihn an die Spitze seiner Armee. Unter den Klängen der Musik, dem Geschrei, dem Lachen und Beifallklatschen wirft die Menge Konfetti und die Serpentina genannte Bänder aus farbigem Papier, die an den Balkons und Bäumen hängen bleiben und da eine allerliebste bunte Dekoration bilden. Die Anwesenheit der Offiziere des Mittelmeergeschwaders erhöht die Ausgelassenheit noch. Dieses Geschwader liegt in Villafranca, zehn Minuten von Nizza, vor Anker; nur ein Cap trennt den Golf, in dessen Mitte die Stadt liegt, von dieser schönen Rêgion. Während der Karnavalzeit veranstalten die Seeleute Bälle an Bord oder gehen auf Urlaub, um den Festen beizuwohnen. Deshalb kann man häufig auf einem Balkon der Bahnhofstraße junge Fährtrische, manchmal sogar einen Admiral sehen, die sich daran vergnügen, die Menge mit ihrem harmlosen Geschossen zu bombardiren. So herrscht zwischen Nizza und Villafranca ein beständiges Hin und Her von heißen Toiletten und Gold-Epanletten.

Nachts ist das Schauspiel besonders herrlich. Jedes Fenster ist hell; die ganze Stadt wird zu einem großen glühenden Fein, dessen Glanz von den Bergen herab sichtbar wird und einen großen rosafarbenen Schein an den Himmel wirft. Auf den Bouleards leuchten strahlende Triumphbögen. Die Bäume werden durch elektrisch bestrahlte Guirlandes natürlicher Blumen verbunden. Unter dieser prächtigen Wölbung besitziren die Wagen, die jetzt mit japanischen Laternen und elektrischem Licht versehen sind. Und nun beginnt der tolle Tanz der Maskeraden. Alle Damen sind kostümiert oder in Dominos gehüllt, die Mehrzahl der Männer ist maskirt oder mindestens verkleidet. Man bewirft die Wagen mit Konfetti, man schmückt sie mit Serpentina ein; neckische Zwiegespräche werden zwischen den Masken und den Reitern geführt. Die Karnaval- und Maskenfeste berechtigt zu einer von den Vorurtheilen des Tages freien, aber unendlich leichten, lustigen und geistreichen Fröhlichkeit.

Die Place Masséna erstrahlt im Scheine des bengalischen Lichtes, hinter dem die Gasflammen der Oper und der Arkaden wie in einem Brandnebel schimmern; hohe Fackeln mit grünem und blauem Licht brennen an den vier Ecken. Die vierstöckigen Wagen ziehen schwankend, im bunten und goldigen Schimmer der Reflexe, wie in einer Apotheose vorüber. Das Geschrei der Menge

wird immer wüthet und erhebt sich wie Sturmgebraus; am Ufer des dunklen Meeres wird auf improvisirten Bällen getanzt.

Der Rausch wird wilder. Endlich beginnt das Feuerwerk. Mächtige Feuerströme schießen gen Himmel, als finge die erhitzte Seele der Stadt plötzlich zu brennen an, als wolle sie sich zu den Sternen aufschwingen.

Dieser Taumel währet fast ohne Unterbrechung vierzehn Tage lang. In der selben Zeit bietet auch die Kunst, namentlich im Theater von Monte Carlo, Alles auf, um die Menge herbeizuloden. Den stärksten Zauber aber übt die Landschaft. Nur in Nizza kann man die wahre Bedeutung der Worte „Azur“ und „Frühling“ verstehen. Man muß die regenseuchten März- und Aprilmonate der nordischen Länder mit ihren wenigen schüchternen Amsopen, ihrem spärlichen, stets von einer plötzlichen Rückkehr des Frostes bedrohten falschen Grün verlassen haben und plötzlich in die Rosen- und Reikensfelder kommen, die schon im Januar in voller Blüte stehen, um zu begreifen, was eigentlich der Venz ist, von dem die Dichter singen. Man muß unter Orangenbäumen die Briefe der Freunde lesen, die von dem Schnee, der Influenza, dem Thauwetter und dem Rebel erzählen, um des zarten, wohligen Klimas sich recht zu freuen. Nizza ist auch im Mai noch ein paradiesischer Aufenthalt. Aber die Azurküste hat ihre Gefahren. Ihre Majestät erzeugt eine Art Starre und Schlassheit. Es ist nicht das Blau der Romangen, das Blau der Bonbonschachteln und der Aquarelle junger Mädchen; es ist in Wahrheit der antike Aether, die unbeweglich brennende Lebensflamme. Die Nächte sind warm und himmlisch schön. Sie beschwören die Existenz des alten Heidenthums herauf, das nackt und natürlich unter den ewigen Rosen wandelte. Dann senkt sich eine Art müder Gleichgiltigkeit gegen Alles hernieder. Nur die Sterne leben über dem leblosen Palmen. Auf sie, diesen vulkanischen Staub, der sich mit dem Glanz eines schon orientalisck zu nennenden Himmels eint, richtete ich beim Schreiben meinen Blick. Orion, der Schwan, Sirius, das Haar der Berenice, erscheinen mit wunderbarem Schimmer, während die Wagen, die bunten Flitter, die Lampions bis zum nächsten Jahre schlafen gehen und die Masken und Kostüme wieder in die Schränke wandern. Nizza ist der einzige Ort der Welt, wo die Masken nicht grüßlich traurig und lächerlich, sondern fast natürlich erscheinen; ihre lebhafteste Farbe vermag sich hier dem scharfen Licht anzupassen, das Alles durchdringt und selbst die Schatten hell erscheinen läßt. Man hat hier nicht das furchtbare, herzbelkemmende Gefühl, das den Festen in den Ländern der Schwermuth und des abstrakten Gedankens folgt. Nie wird man auszudrücken im Stande sein, wie sehr die Wirklichkeit der Dinge in diesen Ländern nicht trügerisch, wie schön und an sich vollkommen sie erscheint. Das Land, wo die Citronen blühen, ist wirklich das Land, von dem Goethe träumte, — dieser große, harmonische und natürliche Genius, der eine so tiefe Achtung vor dem Sinnenleben hegte. . . Diese Gedanken ersterben in mir mit dem letzten Aufblitzen der Raketen, die ich verschwinden sehe, während es über den Eukalyptusbäumen des Gartens Mitternacht schlägt.

Nizza.

Camille Maucclair.



Die Apothekerin.

Das Städtchen B., das nur aus zwei bis drei krummen Straßen besteht, liegt in tiefen Schlummer versunken. In der regungslosen Luft vernimmt man kaum einen Laut. Nur irgendwo in der Ferne, wahrscheinlich außerhalb der Stadt, ertönt mit einem dünnen, heiseren Tenor ein Hund. Bis zur Morgenröthe dauert es nicht mehr lange.

Alles ruht. Nur die junge Frau des Provisors Tschornomordif schläft nicht. Sie hat sich schon dreimal zu Bette gelegt, aber der Schlaf flieht sie eigenfinnig. — Gott weiß, warum. Sie sitzt am offenen Fenster im bloßen Hemde und sieht auf die Straße hinaus. Es ist ihr schwül, langweilig und ärgerlich zu Muth, so ärgerlich, daß sie sogar weinen möchte. Warum? Sie weiß es selbst nicht. Es liegt ihr wie ein hartes Stück auf der Brust, das immerfort in die Kehle aufsteigt . . .

Hinten, nur einige Schritte von der Apothekerin, schnarcht süß Tschornomordif selbst. Ein gieriger Floh hat sich bei ihm auf der Stirn, zwischen den Augen, festgesogen, aber er merkt es nicht und lächelt sogar, da er träumt, daß alle Bürger der Stadt den Husten haben und bei ihm große Mengen seiner Hustentropfen kaufen. Man kann ihn jetzt weder durch Stiche noch mit Kanonen noch mit Zärtlichkeiten wecken.

Die Apotheke liegt beinahe an der Grenze der Stadt, so daß die Apothekerin weit hinaus ins Feld blicken kann. Sie sieht, wie der östliche Rand des Himmels ganz allmählich erbleicht und dann roth wird, wie von einer großen Feuersbrunst. Ganz unerwartet steigt hinter einem in der Ferne liegenden Gebüsch der große, breitgesichtige Mond langsam auf. Er ist roth; wie denn der Mond überhaupt, wenn er hinter einem Gebüsch hervorsteigt, aus irgend einem Grunde immer furchtbar verlegen ist.

Plötzlich ertönen in der nächtlichen Stille Schritte und Sporengeklirr. Man hört Stimmen. „Das sind die Offiziere, die vom Polizeinspektor ins Lager heimgehen“, denkt die Apothekerin.

Etwas später zeigen sich zwei Gestalten in weißen Offiziers-Sommerhosen; die eine groß und dick, die andere kleiner und dünner. Sie schreiten faul, eine hinter der anderen, längs dem Baum einher und sprechen laut über irgend Etwas. Als sie sich der Apotheke genähert haben, beginnen beide Gestalten, immer langsamer zu gehen, und sehen nach den Fenstern. „Es riecht nach einer Apotheke . . .“ sagt der Dicke. „Richtig, da ist sie auch! Aho, ich erinnere mich . . . In der vorigen Woche war ich hier und kaufte mir Rizinusöl. Hier ist ja der Apotheker mit dem sauren Gesicht und der Gelskinnlade. Das ist mal eine Kinnlade! Gerade mit so einer muß Simson die Philister verhauen haben.“

„N—ja . . .“ spricht der Dicke im Raß. „Die Apotheke schläft. Und auch die Apothekerin schläft. Hier giebt es nämlich, Odtjoffow, eine hübsche Apothekerin.“

„Ich habe sie gesehen. Sie gefiel mir sehr . . . Sagen Sie, Doktor, ist sie wirklich im Stande, diese Gelskinnlade zu lieben? Unmöglich?“

„Nein, wahrscheinlich liebt sie ihn nicht“, seufzt der Doktor, mit einem Ausdruck, als thäte ihm der Apotheker leid. „Sie schläft jetzt hinterm Fenster,

das Püppchen! Objossow, he? Liegt vor Hitze so hingegossen . . . das Mündchen ist halb geöffnet . . . das Füßchen hängt zum Bett heraus. Der Schafotopf von Apotheker wird von diesen Sachen kaum viel verstehen . . . Weib und Karbolflasche sind für ihn wohl ziemlich das Selbe!"

"Wissen Sie was, Doktor?" sagt der Offizier, der stehen bleibt. "Gehen wir mal in die Apotheke hinein und kaufen uns Etwas. Vielleicht sehen wir die Apothekerin."

"Kann? In der Nacht!"

"Was ist denn dabei! Sie müssen ja auch in der Nacht öffnen. Vorwärts!"

"Reinetwegen . . ."

Die Apothekerin, die sich hinter den Vorhang versteckt hat, hört die heisere Glocke. Sie sieht sich nach dem Manne um, der ruhig weiter schnarcht und süß lächelt — wegen der vielen Hustentropfen —, wirft sich in ein Kleid, steckt die bloßen Füße in Pantoffel und läuft in die Apotheke.

Durch die Glashür sieht man zwei Schatten . . . Die Apothekerin schraubt die Lampe auf und eilt zur Thür, um zu öffnen. Sie fühlt jetzt keine Längeweile und keinen Kummer mehr und will nicht mehr weinen; nur ihr Herz pocht heftig. Der dicke Doktor und der dünne Objossow treten ein. Jetzt kann man sie schon besser sehen. Der dickbucklige Arzt ist schwarz, bärtig und unbeholfen. Bei der geringsten Bewegung kracht sein Rock und Schweißtropfen treten ihm auf die Stirn. Der Offizier ist rosig, ohne Schnurrbart, etwas weiblich und biegsam wie eine englische Reitgerte.

"Was wünschen Sie?" fragt die Apothekerin, die sich das Kleid über der Brust zusammenhält.

"Geben Sie . . . äh . . . äh . . . für fünfzehn Kopelen Pfefferminzplätzchen!"

Die Apothekerin holt ohne Eile vom Regal eine Büchse und beginnt, zu wiegen. Die Käufer blicken ihr unverwandt auf den Rücken; der Arzt schließt halb die Augen, wie ein satter Kater, während der Lieutenant sehr ernst ist.

"Zum ersten Male sehe ich in einer Apotheke eine Dame," sagt der Doktor.

"Dabei ist nichts Besonderes . . ." antwortet die Apothekerin, während sie nach dem rosigem Gesicht Objossows hinüberschießt. "Mein Mann hat keine Gehilfen; ich helfe ihm immer."

"So . . . Sie haben eine ganz nette Apotheke! Wie viele verschiedene . . . Büchsen es hier giebt! Und Sie fürchten sich nicht, hier inmitten von Giften zu leben? Brumm!"

Die Apothekerin klebt das Päckchen zu und reicht es dem Doktor. Objossow giebt ihr ein Fünfzehnkopelenstück. Die Käufer sehen einander an, machen einen Schritt nach der Thür zu und sehen sich dann wieder an.

"Geben Sie mir, bitte, für zehn Kopelen Soda!" sagt der Doktor.

Die Apothekerin streckt die Hand wieder faul und lässig nach dem Regal aus.

"Hätten Sie nicht hier in der Apotheke so was . . ." murmelt Objossow, die Finger bewegend, "so etwas, wissen Sie, Erfrischendes, irgend ein erquickendes Naß . . . Selterswasser vielleicht? Haben Sie Selterswasser?"

"Jawohl", antwortet die Apothekerin.

"Bravo! Sie sind kein Weib, sondern eine Fee. Schleifen Sie uns also etwa drei Flaschen heran!"

Die Apothekerin verpackt eilig die Soda und verschwindet im Dunkel der Thür.

„Ein Bissen!“ sagt der Doktor blinzelnd. „So eine Ananas, Obstjoffow, finden Sie selbst auf der Insel Madeira nicht. He? Was meinen Sie? Uebrigens . . . hören Sie das Geschnarch? Das ist der Herr Apotheker in höchst eigener Person, der da schlummeet.“

Nach einer Minute kehrt die Apothekerin zurück und stellt auf den Labentisch fünf Flaschen. Sie war eben im Keller und ist daher roth und ein Bißchen außer Athem.

„Ess . . . leiser!“ sagt Obstjoffow, als sie beim Auforken der Flaschen den Korkenzieher fallen läßt. „Ärmen Sie nicht so, sonst wecken Sie Ihren Mann.“

„Nun, was ist denn dabei, wenn ich ihn wecke?“

„Er schläft so süß . . . träumt von Ihnen . . . Auf Ihr Wohl!“

„Und außerdem“, meint mit seiner Bassstimme der Doktor, der nach dem Selterswasser aufstoßen muß, „außerdem sind die Ehemänner ein so langweiliges Kapitel, daß sie gut thäten, immer zu schlafen. Na, zu diesem Wasserchen etwas Rothwein, das wäre was!“

„Was nicht noch!“ lacht die Apothekerin.

„Das wäre prächtig! Schade, daß in den Apotheken keine Spirituosen verkauft werden! Uebrigens . . . Sie müssen ja Wein als Medizin verkaufen. Haben Sie vinum gallicum rubrum?“

„Zawohl.“

„Na, also! Geben Sie ihn mal her! Holt der Teufel: nur her damit!“

„Wie viel wollen Sie?“

„Quantum satis!“ Zuerst geben Sie uns ins Wasser je eine Unze, — und dann wollen wir schon sehen. Obstjoffow, he? Zuerst mit Wasser und dann nachher per se . . .“

Der Doktor und Obstjoffow setzen sich an den Labentisch, nehmen die Mühen ab und fangen an, Rothwein zu trinken.

„Der Wein ist aber, Alles, was recht ist, ein miserables Zeug! Vinum schwachissimum? Das muß man sagen! Uebrigens, in der Gesellschaft schmeckt er wie Nektar. Sie sind entzückend, meine Gnädige! Ich lässe Ihnen in Gedanken die Hand.“

„Ich würde viel darum geben, Das nicht nur in Gedanken thun zu können!“ sagt Obstjoffow. „Auf Ehre! Ich würde mein Leben dafür geben!“

„Das lassen Sie nur bleiben . . .“ sagt Frau Tschornomordik erröthend und macht ein ernstes Gesicht.

„Wie Sie übrigens kokett sind!“ Der Doktor lacht leise und sieht sie schelmisch von unten herauf an. „Die Auglein schießen nur so! Piff! paff! Ich gratulire: Sie haben gefiegt! Wir sind gefangen!“

Die Apothekerin blickt auf ihre frischen Gesichter, lauscht auf ihr munteres Geplauder und wird allmählich selbst lebhafter. O, ihr ist es jetzt schon so heiter zu Muth! Sie theilt sich am Gespräch, lacht, kokettirt und trinkt sogar, nach langem Bitten der Käufer, etwa zwei Unzen Rothwein.

„Die Herren Offiziere müßten doch häufiger aus dem Lager in die Stadt kommen.“ *Jan, 2. 1841. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31.*

„Natürlich!“ meint der Doktor empört. „So eine Ananas, ein Wunder der Natur, und in dieser Oede! Uebrigens ist's für uns schon Zeit. Sehr angenehm gewesen, Ihre Bekanntschaft zu machen... sehr! Was haben wir zu zahlen?“

Die Apothekerin hebt die Augen zur Decke und bewegt lange die Lippen.

„Zwölf Rubel achtundvierzig Kopelen!“ sagt sie.

Obtjoffow holt seine dicke Brieftasche hervor, sucht lange in einem Päckchen *Баннореш. руд. ахл* ...

„Ihr Mann schläft süß und träumt...“ murmelt er, während er der Apothekerin zum Abschied die Hand drückt.

„Ich liebe keine Dummheiten...“

„Wieo denn Dummheiten? Im Gegentheil... es sind gar keine Dummheiten... Sogar Shakespeare sagt: ‚Selig, wer jung in der Jugend!‘“

„Lassen Sie meine Hand los!“

Endlich, nach langen Gesprächen, küssen die Käufer der Apothekerin die Hand und verlassen ungeschlüssig, als überlegten sie, ob sie nicht irgendwas vergessen hätten, die Apotheke.

Die junge Frau läuft schnell in das Schlafzimmer und setzt sich wieder ans Fenster. Sie sieht, wie der Doktor und der Lieutenant ungefähr zwanzig Schritt vor der Apotheke stehen bleiben und über Etwas zu flüstern anfangen. Worüber? Ihr Herz klopft, auch in den Schläfen klopft es; warum, weiß sie selbst nicht. Das Herz klopft so stark, als entschieden die Beiden, die dort flüstern, über ihr Schicksal. Ungefähr nach fünf Minuten verläßt der Doktor Obtjoffow und geht weiter, während Obtjoffow zurückkommt. Er geht an der Apotheke vorbei, einmal, zweimal... Bald bleibt er an der Thür stehen, bald geht er wieder weiter... Endlich wird die Glocke behutsam gezogen.

„Was? Wer ist da?“ hört die Apothekerin plötzlich die Stimme ihres Mannes. „Dort wird geklingelt und Du hörst es nicht!“ sagt streng der Apotheker.

„Was für eine Unordnung!“ Er steht auf, zieht sich den Schlafrock an und geht, mit den Pantoffeln schlurfend und im Halbschlaf schwankend, in die Apotheke.

„Was... wünschen Sie?“ fragt er Obtjoffow.

„Geben Sie... geben Sie mir für fünfzehn Kopelen Pfefferminzplätzchen.“

Mit endlosem Schnaufen und Gähnen, unterwegs einschlafend und mit den Knien an den Ladentisch stoßend, klettert der Apotheker zu dem Regal hinauf und holt die Büchse...

Zwei Minuten später sieht die Apothekerin, wie Obtjoffow aus der Apotheke herauskommt und, nachdem er einige Schritte gegangen ist, die Pfefferminzplätzchen auf die staubige Straße wirft. Hinter der Ecke hervor kommt der Doktor ihm entgegen... Sie treffen zusammen und verschwinden dann, mit den Händen gestikulirend, im Morgennebel.

„Wie unglücklich bin ich!“ spricht die Apothekerin, während sie ihren Mann, der sich schnell auskleidet, um weiter zu schlafen, voll Wuth betrachtet. „O, wie unglücklich ich bin!“ wiederholt sie, plötzlich in Thränen ausbrechend. „Und Niemand, Niemand weiß“...

„Ich habe auf dem Ladentisch fünfzehn Kopelen vergessen“, brummt der Apotheker, der sich die Decke über den Kopf zieht. „Thu sie, bitte, in die Kasse...“

Und sofort schläft er wieder ein.

Selbstanzeigen.

Die Praeraphaeliten. Eine Episode englischer Kunst. Mit sechs Illustrationen. Straßburg. J. F. Ed. Heitz (Heitz und Mündel) 1900.

Die Praeraphaeliten waren eine Gruppe englischer Maler, die sich im Jahre 1848 in London zusammenschloß, um die herrschende schablonenhafte Kunstströmung durch eine neue, ehrliche, auf Naturliebe und Naturtreue basierende Malart zu ersetzen. Die gleiche innige und aufrichtige Sehnsucht nach wirklicher Kunst verblüdete einige Maler, deren Persönlichkeiten ihrem Wesen nach ganz verschieden waren: Hunt, Millais und Rossetti. Als nach einigen Kampfsjahren die Erkenntnis von den Nothwendigkeiten wahrer Kunst, vor Allem die Fähigkeit, Originales vom Schablonenhaften zu unterscheiden, auch ins große Publikum gedrungen war, konnte von den Mitgliedern der 1848 gegründeten Pro-Raphaelito Brotherhood jedes wieder daran denken, seinen eigenen Weg zu gehen. Und nun begann Millais, seine Bilder zu malen, Hunt, seine; und Rossetti brückte seine zarte Seele aus. Was man aber in der Kunstsprache praeraphaelitisch nennt, Das ist grundverschieden von der ursprünglichen Meinung der jungen Maler. Mein Buch soll nun einen Abriß der Geschichte der praeraphaelitischen Bewegung geben und versuchen, den Wandel im Sinne dieser Bezeichnung zu charakterisiren. An die Geschichte der Bewegung schließen sich Monographien über John Ruskin, der den Praeraphaeliten geistig verwandt war, und über die Häupter der Schule, Ford Madox Brown, den im Wesentlichen ersten Praeraphaeliten, Hunt, Millais, Rossetti und Burne-Jones. Das Buch schließt eine Uebersicht über die Ausläufer der englischen Bewegung. Denn sie ist aus. Es war eine Episode englischer Kunst. Die Wirkungen dieser Maler auf die britannische Kultur sind ungemein groß, aber jene Maler, die Hoffnungen für die Zukunft geben, sind keine Praeraphaeliten mehr. Sie haben sich die Resultate nutzbar gemacht und gethan, wie ja alle großen Meister: nach einer Lehrzeit haben sie sich bemüht, von aller Tradition frei ihr eigenes Wesen in ihren Werken auszudrücken. Illustrationen nach den charakteristischsten Werken Browns, Millais', Hunts, Rossettis und Burne-Jones' sind dem Buche beigegeben.

Wien.

W. Fred.



Wörth. Illustriert von Ch. Speyer (Stuttgart, Krabbe). 16. bis 20. Tausend.

Gravelotte. (Neue vermehrte und verbesserte Auflage, 16. bis 20. Tausend.)

Mit „Wörth“ ist die Serie meiner illustrierten Schlachtdichtungen aus dem deutsch-französischen Kriege abgeschlossen. Bisher sind fünfundsneunzigtausend Exemplare davon in den Buchhandel gekommen. „Wörth“ schildert besonders die französischen Verhältnisse, wie ich sie in den historiquen der einzelnen Regimenter fand.

Carl Bleibtreu.



Graphische Malerei. Neue graphische Kunsttechnik für alle Druckarten.
50 Exemplare gedruckt im Selbstverlag. Leipzig.

Es handelt sich um ein praktisches Verfahren, das dem zeichnenden Künstler ermöglicht, das direkt druckbare Original für alle Arten des Druckes zu schaffen. Mit säurewiderständigem Schwarz (graphischer Halbtonfarbe) wird die Skala aller Tonwerthe von Hellgrau zu Schwarz mit dem Pinsel tuschend aufgetragen, wobei stets sofort beliebig geändert, heller oder dunkler gestimmt werden kann, während die Lichter des Bildes mit säurewiderständigem Weiß, gleichfalls mit dem Pinsel, aufgesetzt werden können. Durch gleichmäßiges Ueberstäuben mit Farzstaub und Einschliefen wird dann diese dünne Malerei säurewiderständig auf der Platte (dünne Metallplatten, Zink etwa) fixirt und hierdurch gleichzeitig das für den Druck erforderliche Korn geschaffen.

Neben dieser Technik für Halbtöne enthält die Publikation Beispiele, wie man die Mittel der Radirung in neuer Art für Buchdruck verwenden und damit zeichnerisch feinste Präzision erreichen kann.

Wenn das Zeichnen oder Malen eines Originals auf Papier u. s. w. etwa einen Tag erfordert und etwa mit 50 Mark honorirt wird, so erforderte die Reproduktion dieses Originals an Kosten bisher etwa das Zwei- bis Achtfache. Diese Kosten können bei Anwendung der „graphischen Maltechnik“ oder der „Hochdruck-Radirung“ dem Künstler erhalten bleiben. Das Verfahren verlangt etwa ein Zehntel bis ein Fünftel der Zeit, die die Originalzeichnung in Anspruch nimmt.

Ich erwähne dankbar, daß Max Klinger bei Ausgestaltung dieser neuen künstlerischen Graphik mit ein freundlicher und unermüdblicher Berather war.

Leipzig.

E. Klop.

Der Katholizismus und die moderne Dichtung. Minden, J. C. C. Bruns.

Kuno Fischer, der große Meister in der Darstellung geistiger Strömungen, schreibt in seinem Bande über Descartes: „Katholizismus und Protestantismus sind weltgeschichtliche Gegensätze, die innerhalb des Christenthumes die Prinzipien des religiösen Lebens umfassen und erschöpfen, darum keine Vermischung, kein Kompromiß, kein Dasein des einen im andern, auch keine Zwischenformen gestatten. . .“ Diese Auffassung liegt auch meiner Studie zu Grunde. Ich selbst gelangte zu ihr in erster Reihe durch die kleinen und kleinsten Erfahrungen des Gemüthslebens, die sich dem in einer gemischt-konfessionellen Gegend, an den Nordhängen des Riesengebirges, in dem Heimatstädtchen Karls Zentsch aufwachsenden, einer an Mißgehen reichen Familie entstammenden Knaben abdrängten. Das theoretische Studium der tridentinischen Lehre und Philosophie, Literatur, Geschichte haben dann aus jenen Anfängen eine bewußt und exklusiv protestantische Weltanschauung herausgearbeitet; protestantisch nicht im Sinne evangelischer Konfessionen oder Presbyterien, sondern im Geiste des jungen Luther, noch mehr vielleicht des unbergelichen Schleiermacher.

Die Schrift entstand in einzelnen Essays aus Anlaß des Falles Scheel und der Inferioritätsdebatte, zu der Zeit, wo die Worte „Reformkatholiken“, „gebildete“, „nichtultramontane“ Katholiken wieder einmal spukten. Durch Vere-

mundus' vielberufene Brochure war der Schwerpunkt der Debatte aufs literarische Gebiet verlegt worden; dort glaubte ich, mich an ihr beteiligen zu dürfen. Schon nach den ersten Kapiteln spornete mich die Zustimmung urtheilsfähiger Männer, nur Detlev von Sillencron sei von ihnen genannt, zur Fortsetzung der zaubernd begonnenen Arbeit, die heute in Buchform vorliegt. Zur Inferioritätsdebatte kommt sie etwas post festum, aber um ein Pamphlet war es mir auch nicht zu thun. Wenn ein unerwarteter politischer Zufall, die Lex Heinze, dennoch in diesen Tagen meiner Arbeit eine „Aktualität“ verleiht, auf die ich selbst nicht gerechnet hatte, so gebührt mein uneingeschränkter Dank Herrn Noeren und der Centrumspartei, die es fertig gebracht haben, für ein paar Tage unsere schlummernden „weiteren Kreise“ zu wecken und für das Verhältnis zwischen Katholizismus und Kunst zu interessieren. Ich freue mich dieser literarischen Pionierarbeit; aber ich sehe in solcher zufälligen Wirkung den Zweck meiner Arbeit nicht erschöpft. Ich bilde mir ein, die Stellung des Katholizismus zur Moderne doch etwas tiefer durchleuchtet zu haben, als die zischenden Raketen öffentlicher Protestversammlungen es naturgemäß vermögen, so daß meine Ausführungen nicht mit der Inferiorität- und nicht mit der Heinze-Debatte stehen und fallen.

Meine Schrift beginnt mit einer historischen Darlegung der äußeren und der moralischen Nachtentwicklung der katholischen Kirche vom Tridentinum bis in unsere Tage. Dann wird der Fall Schell kurz, das Auftreten Beremundus', der Inhalt und die Wirkung seiner Streitschrift eingehender geschildert und die Kardinalfrage der ganzen Debatte gestellt. Das folgende Kapitel betrachte ich als das grundlegende: es enthält anfangs eine knappe Skizze der Entwicklung der Kunst von den Ursprüngen, über Griechenland und Aanaan hinweg bis zur Renaissance, gipfelt in der Darlegung der thomistischen Philosophie und führt dann die Entwicklung über Reformation und deutsche Renaissance (Klassizismus) bis zum Glasok der Romantik weiter. Hierauf wird die Moderne, die ich von Freytags „Soll und Haben“ an rechne, aus ihren beiden Grundlagen, Darwinismus und Marxismus, hergeleitet und nun die Stellung des Katholizismus zur neuen Dichtung ausführlich erörtert. Im vierten Kapitel versuche ich, den Nachweis zu führen, daß Noeterlinds Neuromantik keine katholischende, überhaupt keine wirkliche Romantik, sondern ein gleichfalls auf Darwin und Marx basirendes Fortschreiten zur neuen Religion ist; weiterhin suche ich die messianische Dichtens- Sehnsucht der katholischen Kreise zu begründen und als illusorisch nachzuweisen. Im sechsten Kapitel wird die moderne Bedeutung der Marienlyrik, die nicht zu unterschätzen ist, untersucht und im Schlußwort werden die Folgerungen aus allem bis dahin Dargelegten gezogen.

Daß jedes Kapitel ein paar Verse von Goethe als Motto trägt: darum brauche ich mich wohl nicht zu rechtfertigen. Der Name Goethe bezeichnet mir den unverstöhnlichsten, den geschichtlich höchsten Gegensatz zum Katholizismus und allem Katholischen, der für mich denkbar ist, — sogar, wenn ich an Luther denke. Es war mein innigstes Bestreben, im Geiste dieser vorgelesenen Strophen und ihrer würdig meine Kapitel zu schreiben. Ob es mir gelungen ist, muß ich, wie alles Uebrige, dem Urtheil der Leser überlassen.



In der Tulpe.

Die Viebenswürdigkeit des Dr. Armin Tille, des Herausgebers der „Deutschen Geschichtsblätter“, der meine harmlosen Plaudereien über die letzten Deutschen Historikertage auf die Schwindel erregende Höhe historischer Quellen emporgehoben hat, und ein mit einer gewissen Unwiderstehlichkeit auftretender innerer Drang versehen mich in die unangenehme Lage, über Etwas zu schreiben, das so richtig kennen zu lernen, ich leider weder die Ehre noch das Vergnügen gehabt habe; ich meine den sechsten Deutschen Historikertag zu Halle an der Saale hellem Strande. Eigentlich ist es wohl recht unklug, dies Geständniß vorauszuschicken; denn ein vollkommener Berichterstatter erzählt selbst von Dingen, die er gar nicht gesehen hat. Aber ich darf mich also gevordero auf Mittheilungen Anderer verlassen, weil meine Gewährsmänner ja Historiker sind; und Historiker leben bekanntlich stets mit Frau Wahrheit in trauestem Verhältnis. Daß ich übrigens diesem Kongreß nicht in allen seinen Theilen beigewohnt habe, daran war weniger berufliche Abhaltung als vielmehr ein durch das Programm hervorgerufenes Mißtrauen schuld, die Zusammenkunft werde in ihren wissenschaftlichen Darbietungen nicht auf der Höhe der früheren Historikertage in Leipzig und Frankfurt, Innsbruck und Nürnberg stehen. Dieses Mißtrauen hat sich als durchaus unberechtigt herausgestellt. Denn Halle hat allgemein befriedigt.

Dieses Generalurtheil will immerhin Etwas bedeuten. Fehlte doch der Veranstaltung von vorn herein die beruhigende Bürgschaft vollen Gelingens und harmonischen Ausklingens, weil der Mann, der seit München die Seele der ganzen Einrichtung gewesen war, Felix Stieve, kurz nach der Nürnberger Tagung, am zehnten Juni 1898, allzu früh für die Seinen und für seine Wissenschaft, gestorben war. Wer des Vorzugs theilhaftig geworden war, den Verlauf der ersten fünf Kongresse gewissermaßen hinter den Coulissen zu verfolgen, mußte erkennen, wie viel sie diesem mit gesellschaftlichen Gaben so reich ausgestatteten Manne verdankten. Mit banger Sorge war man erfüllt, wenn man sich das Schicksal der folgenden Kongresse vorstellte; ja, einzelne allzu ängstliche Gemüther glaubten schon die ganze Institution gefährdet. Nun: des Historikerverbandes und des Ortsausschusses Vorsitzende, Georg Kaufmann aus Breslau und Eduard Meyer in Halle, haben es ausgezeichnet verstanden, die Tagung zu einem glücklichen Ende zu führen. Während Kaufmann mit temperamentvoller Leidenschaftlichkeit und heißem Empfinden die Würde und den Ernst des wissenschaftlichen Leiters zu verbinden wußte, vertraten Eduard Meyers Schlagfertigkeit und herzliches Lachen mit Glück den gemüthlichen Theil des Tages in seinen nächstlichen Stunden. Und als Dritten im Bunde gefellte sich dazu der heitere, ansteckende Humor des stuttgarter Gymnasialrektors Egelhaaf.

Nur in einem Punkt weist der sechste Deutsche Historikertag ein Manko auf: in dem allgemein interessirender, den Geschichtsunterricht wie die Geschichtsforschung umspannender Probleme. Man wende mir nicht ein: bei den Debatten über solche Fragen komme ja nie was Rechtes heraus. Das ist nur zum Theil richtig. Gewiß ist der Einfluß, den man mit Resolutionen u. s. w. auf Ministerien und Unterrichtsverwaltungen zu üben hoffen darf, nicht zu überschätzen; im günstigsten Fall sind und bleiben sie „schätzbares Material“. Aber für die Kongresse selbst

bilden Berathungen und Beschlüsse doch einen recht nützlichen, ja vielleicht notwendigen Mitt. Wenn ich das Verzeichniß der holländischen Vor- und Anträge betrachte, so suche ich vergeblich nach Anziehendem, centripetal Wirkendem. Wer ist — außer denen, die auf diesen beschränkten Gebieten gearbeitet haben — ohne Weiteres in der Lage, zu den neuen Ergebnissen der Papyrusforschung, zur Würdigung der napoleonischen Frage, zur Klärung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Byzanz zu sprechen, ohne sich zu blamiren? Wer ist ohne vorherige Spezialstudien im Stande, Decks Annahme, daß der Verfasser des Sachsenpiegels die städtischen Verhältnisse in seine Schilderung einbezogen hat, zu stützen oder zu widerlegen? Wer darf sich erdreisten, zur Entwicklung der historischen Professur in Königsberg und zur Trennung der Niederlande vom Deutschen Reich auch nur einigermaßen wertvolle Aufschlüsse so zu sagen aus dem Kernel zu schütteln? Hinter solchen Darbietungen bedeutet doch der Vermerk „Mit anschließender Diskussion“ nur eine Aufforderung an wenige Kenner, ihr Licht leuchten zu lassen, während die große Masse zu andachtsvollem, staunendem Schweigen verurtheilt ist. Dem gegenüber hatte auch Kalkoffs Antrag: der Verband deutscher Historiker möge dahin wirken, daß die gesammte politische Korrespondenz Karls des Fünften in rascher Folge veröffentlicht und nach dem Vorbilde der sächsischen Geschichtskommission der Stoff zur Geschichte der kaiserlichen Finanzen und der übrigen Verwaltungsthätigkeit Karls gesammelt und bearbeitet werde, kein imponirendes Gewicht. Ich gehöre nicht zu denen, die in der Aufstellung dieses „vorurtheillosen“ Programmes Methode witterten, Absicht merkten und verstimmt waren (man wolle nämlich aus den kulturgeschichtlichen und pädagogischen Weisen in die der „politischen“ Geschichtsschreibung einschwenken, um sich in Berlin möglich zu machen), sondern glaube an einen unglücklichen Zufall, der wenigstens das Gute hatte, als Warnung für die zukünftigen Kongresse zu dienen. Ein Bischofen Prinzipienreiterei ist nicht zu entbehren; und ein Historikertag ohne Referat, Korreferat und Resolution ist eigentlich keine echte Zusammenkunft deutscher Gelehrten.

Abgesehen von diesem grundsätzlichen Einwand hat Halle ganz entschieden bedeutend mehr gebracht, als man erwarten durfte. Namentlich haben die beiden Vorträge von Ritteis (Papyrusforschung) und Selzer (Byzanz) sehr angenehm überrascht. Die Hörer waren darüber einig, daß selten ein so gelehrt trocken aussehendes Thema wie das der Papyrusforschung in so fesselnder, geradezu glänzender Form geboten worden ist, wie es in Halle durch den leipziger Rechtslehrer in einer den wahren Universalhistoriker kennzeichnenden Weise geschah. Und Selzers Vortrag war von prachtvoller Sattre erfüllt.

Doch meine eigentliche Aufgabe kann nicht darin bestehen, gelehrte Auseinandersetzungen über die wissenschaftlichen Darbietungen zu liefern, sondern darin, das ganze Gebahren und Gehaben des Kongresses plaudernd zu schildern. Namentlich wollen die geneigten Leser wahrscheinlich bald erfahren, wie sich die für eine Gelehrtenzusammenkunft überaus poetische Ueberschrift dieser Skizze erklärt. Sie kommt einfach daher, daß sich Alles, was in den Tagen und Abenden zwischen dem dritten und siebenten April in Halle passirt ist, in den Räumen der direkt neben der Universität an der alten Promenade gelegenen „Tulpe“ abgespielt hat. Zunächst die Begrüßung. Bekanntlich ist Das immer der anregendste Theil der gesammten Veranstaltung, weil Einem beim üblich gewordenen Namensaufruf

viele Fachgenossen auf einmal und — wenn die Einzelnen laut reden — deutlicher als sonst vorgestellt werden. Dabei ist es interessant, zu beobachten, wie die einzelnen Namen wirken. Recht bezeichnend war es für den hollischen Tag, daß kein Geschichtschreiber von Beruf, sondern ein Schriftsteller den einzigen lauten Beifall der Anwesenden ob seiner Theilnahme am Kongreß einheimste, nämlich Heinrich Frichjung aus Wien, der Verfasser des ausgezeichneten Werkes über den Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859/66. Für die innere Lichtigkeit dieses Mannes spricht besonders der Umstand, daß ihn der rasch erworbene Ruhm nicht geblendet, nicht vom freien Viehhäberthum abgewendet hat; er wird auch ferneshin seinen Neigungen leben und verschmäht es, sich in den Dienst findiger Verleger zu stellen. So darf man auch von seiner nächsten Veröffentlichung, der Herausgabe eines politischen Dinge berührenden wichtigen Briefwechsels, Lächliches erwarten. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß sein in der wegen ihrer überaus schlechten Akustik verschrienen Universtitätsaula gehaltenen Vortrag über das Angebot der deutschen Kaiserkrone an Oesterreich im Jahre 1814 einigermaßen enttäuscht hat; die *picco de résistances* des Programmes erwies sich als eine allzu stark mit Anmerkungen gespickte Vorlesung ohne Heraushebung großer Gesichtspunkte; fesseln konnten darin eigentlich nur die Charakteristiken von Stein und Stadion.

Die Leitung der einen breiten Theil der Zusammenkunft beanspruchenden hietologischen Seite ruhte in den mächtigen Händen von Eduard Meyer, der mit seiner durchdringenden Stimme zum Präsidien geschaffen erscheint. Dies Amt gefiel ihm auch selbst so gut, daß er die Neuerung eines Kommerces einführte, dem er natürlich wieder präsidiren mußte. Die Neuerung war insofern kühn genug, als sie nur durch wenige Stunden vom Festessen getrennt war. Dennoch gelang sie ausgezeichnet. So ausgezeichnet, daß ein Bekannter, der mich nach dem Diner zu einem hygienischen Spazirgange nach der in Abendbeleuchtung hoch romantisch anmutenden Moritzburg und den überaus nüchternen Franck-Stiftungen aufgefordert und mir dabei erklärt hatte, so gemüthlich und herzerquickend wie in München könne es in Norddeutschland niemals werden, schon nach zwei Stunden Kommerces einen mit Beifall aufgenommenen Toast auf die herrschende, an Süddeutschland erinnernde Gemüthlichkeit und Herzlichkeit hielt.

Der ganze Ton war in Halle überhaupt famos. Zum größten Theil lag Das mit an der unerwartet regen Beheiligung, die wohl selbst wieder aus der Gunst der geographischen Lage (ich kann nun mal den Kapelianer nicht verleugnen) zu erklären ist. Auf der zweiten offiziellen Liste der Teilnehmer stehen 180 Namen: eine Zahl, die nur von der in Leipzig 1894 festgestellten übertroffen wird. Dabei ist noch zu bedenken, daß mehr als ein halbes Duzend von Matadoren der Geschichtswissenschaft (Karl Lamprecht aus Leipzig, August Jourmier aus Wien, Lushin von Ebengreuth aus Graz, Georg Exler aus Königsberg und Andere), die sich auf einen besonderen Zettel eingeschrieben hatten, aus Versehen nicht mitgedruckt worden war.

Von bemerkenswerthen Teilnehmern möchte ich, abgesehen von den schon gelegentlich namhaft gemachten, folgende Herren aus der großen Menge herausheben. Fritz Arnheim, einer der regelmächtigsten Besucher der Historikertage, hatte den Verfasser des (von ihm ins Deutsche übersetzten) Originalwerkes über Finland, Professor Schybergson aus Helsingfors, mitgebracht, der eine trotz

ihrem gebrochenen Deutsch ergreifende Tischrede über sein unglückliches Vaterland hielt. In ähnlichen Gedankengängen bewogte sich die Ansprache des Deutsch-Oesterreichers Bachmann (Prag), der für seine Landsleute Journer, Friedjung, Dupka (Wien), Jung (Prag), Kaiser (Wien), Lukas (Graz), Luschn von Ebenreuth, Wittels (erst seit Kurzem reichsdeutsch geworden), Swoboda (Prag), Wenger (Graz), Werumsky (Prag), von Wretschko (Zinsbrud) und den Getreuesten der Treuen: von Zwiedinek Südenhorst-(Graz), bei Tisch das Wort ergriff; Deutsch-Oesterreich war, wie man sieht, wieder recht gut vertreten. Da wir nun einmal ins hochpolitische Gebiet geschweift sind, will ich gleich Dietrich Schäfer erwähnen. Weniger wegen seines (hochgespannte Erwartungen nicht erfüllenden) Vortrages über das Eintreten der nordischen Mächte in den Dreißigjährigen Krieg als wegen seiner wirklich packenden extemporirten Kommeredre über Weltpolitik und Burenkrieg; hier schöpfte der Hanseforscher aus dem Vollen und sorgte nicht mit sittlicher Entrüstung. Von politischen Persönlichkeiten aus der Provinz — Herr Harden verzeihe mir den Schmerz, den ich ihm jetzt bereiten muß — hatten sich in die Liste eintragen lassen: der Oberpräsident von Boetticher, der Regierungspräsident a. D. v. Dieß und der Regierungspräsident Freiherr von der Mede aus Merseburg; außerdem der Kurator der Universität, Geheimrath D. und Dr. Schrader, und der hollische Oberbürgermeister Staude. Auch sonst hatten sich natürlich aus Halle viele Besucher angemeldet; mehr als ein Viertel der Theilnehmer waren Hallische. Unter ihnen wären zu nennen: der gastfreie und trinkfeste Geheimrath Theodor Lindner, der „junge“ Trosen, der alte Haym, einer der letzten vom deutschen Parlament, der Rechtsencyklopädist Voening, der Haackelgegner Voofs, Vamprechts Beschder Raffsahl, der tüchtige und deshalb bescheidene Merowinger-Schulpe, der Gollernfreund Sommerlad.

Die gelegentliche Erwähnung des Namens Vamprecht verschafft mir die willkommene Gelegenheit, nach retrospectiver Methode auf die in Leipzig vollzogene eigentliche Einleitung des sechsten Historikertages zurückzugreifen. Um die von auswärts eingetroffenen Vertreter der einzelnen Kommissionen für Landesgeschichte: Busch für Württemberg, den Archivrath Krieger für Baden, Hansen für die Rheinprovinz, Henri Pirenne für Belgien, Georg Steinhäuser für Thüringen, Gröhler (Eis-) und Reischel (Oschersleben) für die Provinz Sachsen, den jovialen Regierungsrath Gemisch für das Königreich Sachsen, den mich und mein Werk andauernd mit rückhaltloser Anerkennung förmlich überschüttenden Reinecke für die Mark Brandenburg, Simson für Westpreußen, Bruß, eine der Säulen der Historikertage, für Ostpreußen und Hans von Zwiedinek für die Steiermark, vor Eintritt in die gemeinsame Beratung mit einander bekannt zu machen, hatte Professor Vamprecht eine Zusammenkunft in seinem Hause veranstaltet. Ihr folgte am nächsten Morgen eine vierstündige heiße Redeschlacht; denn auf der Tagesordnung stand in erster Linie die Grundkarten-Angelegenheit. Es wird manchem Leser dieser Zeilen noch nicht bekannt sein, daß sich Gerhard Seeliger, neben Erich Marks Kollege Vamprechts an der leipziger Hochschule, in einem längeren Aufsatz gegen eine weitere Vergabe von Mitteln zur Herstellung von Grundkarten erklärt hatte, weil ihre kartographische Basis, die Gemarkungsgrenzen, im Laufe der letzten Jahrzehnte viel zu starken Veränderungen ausgesetzt gewesen sei, als daß sie heute noch rückwirkende Kraft,

wissenschaftlichen Werth beanspruchen dürfe. Dieser Vorstoß gegen die auf hartnäckige Anregung Thudichums durch Lamprecht ins Leben gerufene „Centralstelle für Grundkarten“ hatte bei den in Betracht kommenden Kultusministerien peinliche Betrachtungen erweckt und ein Mißtrauen gegen die schon so schön in Fluß gerathene Grundkartenforschung erzeugt, das schleunigst zu zerstreuen die wichtigste Aufgabe der vierten Konferenz deutscher Publikation-Institute war. Diese schwierige Aufgabe ist, so viel man sehen kann, zur Zufriedenheit gelöst worden. Feinde und Freunde haben sich dahin geeinigt, für wünschenswerth zu erklären: „daß die Herstellung von Grundkarten energisch weiter gefördert werde“ (Thudichum-Lamprechtianer) und „daß insbesondere Untersuchungen über die Entstehung, das Alter und die Veränderung der Gemarkungsgrenzen innerhalb der einzelnen Gebiete angestellt werden“ (Seeliger und seine Anhänger). Das ist ein Kompromiß, dessen Zustandekommen dem diplomatischen Geschick Lamprechts zu verdanken ist. Ferner hatte sich die Konferenz mit dem Fortgang des Unternehmens einer historisch kirchlichen Geographie Deutschlands zu befassen und hat, um möglichst bald den einst von Georg Steinhäusen angeregten Gedanken der Veröffentlichung von „Denkmälern deutscher Kulturgeschichte“ verwirklichen zu können, beschlossen, Verzeichnisse des vorhandenen Stoffes an Reiseberichten und Tagebüchern in Deutschland herbeizuführen; diesen Beschluß theilte ich im Wortlaut mit, weil nur eine wirksame Bekanntmachung den erstrebten Erfolg verspricht.

Zum Schluß noch die wichtige Mittheilung, daß sich der Deutsche Historikertag zu der Ansicht bekehrt hat, der echte Geschichtschreiber müsse sich auch mit der Prähistorie im weitesten Sinne des Wortes, mit Ururgeschichte, beschäftigen („Lieber für die sechste Versammlung Deutscher Historiker“, Seite 10, Nummer 12: Urweltnebel, Centrifugalgewalten u. s. w.) Mit weniger Befriedigung jedoch muß ich festnageln, daß man dort für Das, was man Weltgeschichte zu nennen pflegt, immer noch bei einer Dreitheilung beharrt hat (ebenda, Seite 10 und 11, Nummer 13); erste Periode: Wassertrinkerei, zweite: Wein mit Wasser, dritte: Wein ungemischt. Wo, frage ich nun aber wohl mit Recht, wo bleibt das Kulturzeitalter des Bieres mit seinen eminent sozialpsychischen Kräften?

Leipzig.

Dr. Hans F. Helmolt.



Kohlenwucher?

Die Kulturfaulei nimmt nachgerade erschreckliche Dimensionen an. Regirnde und Regirte blasen der Nachbarschaft in die Ohren, daß nur die Wohlfahrt des Volkes das Ziel ihres Strebens bilde, und der Kaufmann, der die Waare — natürlich! — theurer abgibt, als er sie eingekauft hat, wird behandelt, als habe er ein Verbrechen begangen. Ist es aber etwa seine Aufgabe, das Allgemeinwohl, das auch die anderen Stände nicht zur Nichtsnur ihres Handelns machen, zu hüten? Er hat sich, wie mir scheint, recht und schlecht durch die Welt zu schlagen und dabei, so weit ers vermag, die Scheuer zu fällen. Sehr schnell ruft man heutzutage nach einem Monopol und der Verstaatlichung eines

Gewerbes oder einer Industrie, sobald die Ausbeutung einer Nothlage befürchtet wird. Die Stimmung schlägt dann wieder um, wenn eine monopolartige Bindung eine gleichmäßige Theuerung für die ihr anheimgefallene Waare herbeiführt. Ein solcher Wandel der Anschauungen wäre unschädlich, wenn sich ihm nicht unsere allzu gefällige Regierung artig anzuschmiegen suchte. Jetzt bietet dem Geschrei über eine angebliche Ausbeutung der Bevölkerung die Kohlennoth, die schon fast ein Jahr lang in Deutschland dauert und in der maßlosen Erhöhung des industriellen Bedarfes ihren Hauptgrund hat, einen trefflichen Resonanzboden. Nun würde zwar jeder Landwirth, jeder Weber, Ziegler und Papierfabrikant, mag er sein Geschäft im Großen oder im Kleinen betreiben, wüthend werden, wenn ihn Jemand hindern wollte, die Konjunktur voll auszunützen. Die selben Leute möchten aber dem Kohlengrubenbesitzer und Kohlenhändler dieses Recht beschränken und die Zwangsgewalt des Staates gegen sie mobil machen.

Wie Kohlenwucher aussieht und was unter einer Ausnutzung der Kohlennoth durch die Produzenten zu verstehen ist, mag ein Blick auf die böhmischen Verhältnisse lehren, die wesentlich anders als die deutschen liegen. Nach der letzten amtlichen Statistik des böhmischen Braunkohlenverkehrs wurden im Jahre 1898 im Revier Aufsig-Tepliz-Brück-Komotau mit 25212 Arbeitern 15044563 Tonnen Kohle gefördert. Die Leistung eines Arbeiters betrug demnach 596 Tonnen im Jahr oder bei 298 Arbeitstagen 2 Tonnen am Tage; durchschnittlich leisteten fünf Arbeiter einen Waggon zu 10 Tonnen an einem Tage. Nimmt man, hochgerechnet, den durchschnittlichen Tagesverdienst eines Arbeiters mit 2 Gulden an und würden die Kohlenwerke die in der letzten Zeit nach dem Strike um 10 Prozent gesteigerten Löhne um weitere 10 Prozent erhöhen, woran aber einsteuhen nicht zu denken ist, so würde Das eine Zunahme des Lohnes um 40 Kreuzer für den Arbeiter und Tag bedeuten; da fünf Arbeiter durchschnittlich an einem Tage einen Waggon Kohlen leisten, würde die ganze Lohnerhöhung $5 \times 40 = 2$ Gulden für den Waggon ausmachen. Geht man noch weiter und nimmt an, daß den Arbeitern noch größere Zugeständnisse, wie Wohlfahrteinrichtungen und Abkürzung der Arbeitszeit, gemacht würden, und veranschlagt man diese Zugeständnisse mit 10 Prozent des Tageslohnes von 2 Gulden, so ergibt Das für den Arbeiter und Tag 20 Kreuzer oder für den Waggon Kohle von 10 Tonnen eine weitere Vertheuerung um 1 Gulden. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Abkürzung der Arbeitszeit, da meist im Akkord gearbeitet wird, sich nicht in einer Vertheuerung der Gestehungskosten der Kohle, sondern nur in einer Verringerung des Tagesverdienstes des Arbeiters ausdrücken würde. Selbst wenn also die Werke alle Forderungen, die nur irgend die Arbeiter in nächster Zeit stellen könnten, bewilligten, so würde doch die Erhöhung der Gestehungskosten der Kohle nicht mehr als 3 Gulden für den Waggon betragen. Trotzdem haben die böhmischen Grubenbesitzer unter Berufung auf die Arbeiteransprüche die Kohlenpreise vorläufig um 6 bis 15 Gulden für den Waggon erhöht. Da keine andere Erklärung für die Vertheuerung gegeben wird, könnte hierin ein Wucher erblickt werden. Die Grubenbesitzer selbst werden es aber als ihr gutes Recht hinstellen, nach eigenem Gutdünken jeden Preis, der ihnen bewilligt werden kann, auch zu fordern. Die österreichische Regierung suchte sich in den Streit zwischen Erzeugern und Verbrauchern einzumischen, hatte aber mit ihren guten

Abzichten, die zunächst auf die Anstellung von Ermittlungen abzielten, wenig Glück; die Vereinigung der Montan-, Eisen- und Maschinenindustriellen lehnte die ihr angebotene Theilnahme an der von der Regierung einberufenen Enquete kurzer Hand mit der Begründung ab, daß sich die Preisbildung der Kohle lediglich nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage regeln müsse. Die an dem von der Regierung herbeigeführten Berathungen Theilnehmenden überließen den Industriellen die Aufgabe, sich über ihre Wünsche und Beschwerden mit den Kohlenproduzenten zu einigen. Schließlich sah auch der Handelsminister von Gall ein, daß es am Besten sei, beiden Theilen anheimzugeben, „auf dem Wege eines loyalen Einverständnisses und in der Erkenntniß, daß ja ihre Interessen in vielen Beziehungen gemeinsam sind, eine Verständigung zu suchen.“

Die österreichische Regierung hat also bei ihrem Bemühen, einem verhassten Kohlenwucher entgegenzutreten, keinen Vorber gepfückt. Trotzdem reizt ihr Vorgehen, das resultatlos blieb, unsere Staatsbahnenverwaltung zu dem Versuch einer „Verdönnung der Industrie“. Nächstens wird mit „Ermittlungen“ begonnen werden und ihnen werden vielleicht Maßnahmen folgen, die nur auf den augenblicklichen vorübergehenden Nothstand zugeschnitten sind, die aber als Beruhigungs- und Beschwichtigungsmittel wirken. Wenn bei uns von einer Kohlennoth gesprochen wird, so darf hierunter nur der Mangel an Material, nicht aber die Höhe des Preises verstanden werden. Wir sind in steigendem Maße auf die Verwendung ausländischer Kohle angewiesen; als nun in Folge des böhmischen Kohlenarbeiterausstandes die dortigen Gewinnungslätten mit ihrer vorwiegend für Deutschland bestimmten Förderung lahmgelegt waren, ohne daß wir uns auf den sich hieraus ergebenden Ausfall in der Zufuhr vorbereiten konnten, mußten die Betriebe stocken, die auf die böhmische Versorgung angewiesen waren. Das wurde um so schwerer empfunden, als die Erweiterung industrieller Anlagen und die lange Dauer des Winters den Bedarf in außergewöhnlichem Maße steigerten. Die Wiederaufnahme von Sommerbetrieben und die Eröffnung der Schifffahrt verschärften die Noth; besonders machte sie sich für kleine Rührungen bemerkbar, von denen bei der lebhaftesten Beschäftigung der Hüttenindustrie die Werke im Kohlenrevier erheblich größere Mengen als sonst für ihren Eigenbedarf gebrauchten, so daß die Verbraucher, die sich sonst dieser Sortimente bedient hatten, vielfach zur Verwendung größerer Sorten übergehen mußten. Ein Wechsel in der Speisung der Maschinen wurde nöthig; deshalb mußten die Techniker bei der Errichtung neuer Anlagen mehr als bisher ihr Augenmerk darauf lenken, die Betriebe so einzurichten, daß sie nicht auf die Verwendung einer einzelnen Kohlenforte angewiesen sind. Jedenfalls ist es nicht angenehm, dort, wo bisher deutsche Steinkohle verfeuert wurde, es plötzlich mit minderwerthiger Braunkohle oder Steinkohle versuchen zu müssen. Immerhin wäre die Unmöglichkeit, Kohlen zu erhalten, auch nicht zeitweise in Deutschland eingetreten, wenn nicht die Gruben den verhängnißvollen Fehler ergangen hätten, größere Mengen zu verkaufen, als sie zu fördern in der Lage waren. Die Kontingentirung des rheinisch-westfälischen Kohlen Syndikates fußt in Folge Dessen, obgleich es weder unter bedeutsameren Betriebsstörungen noch unter Arbeiterausständen zu leiden hatte, auf einer falschen Voraussetzung und giebt kein deutliches Bild des wirklichen Kohlenverbrauches. Von den dem Syndikat angehörenden zweiundneunzig Bergwerksunternehmern haben nur dreiundzwanzig ihr Be-

theiligungquantum überschritten, während die übrigen neunundsiebzig mit der Förderung unter der von ihnen gewünschten und ihnen zugewiesenen Quote zurückblieben, obwohl sie ihre Produktion erhöhten; wenn auch die meisten Beden Arbeitermangel als Ursache der Minderförderung angeben, so haben sie doch von vorn herein bei der Einschätzung ihrer Theiligung, deren Höhe für den Abschluß von Lieferungen maßgebend war, ihre Leistungsfähigkeit überschätzt. Das Verhältnis zwischen Theiligungsziffer und Förderung der Syndikatszweigen in den letzten Jahren ergibt sich aus den nachstehenden Tabellen:

Jahr	Theiligungsziffer		Steigerung gegen das Vorjahr	
	Tonnen	Prozent	Tonnen	Prozent
1894	36 978 603	4,54	1 606 686	4,54
1895	39 481 398	6,77	2 502 795	6,77
1896	42 626 516	7,38	3 145 118	7,38
1897	46 106 189	7,89	3 370 600	7,89
1898	49 687 590	7,77	3 581 401	7,77
1899	52 397 558	5,45	2 710 168	5,45

Jahr	Förderung		Steigerung gegen das Vorjahr	
	Tonnen	Prozent	Tonnen	Prozent
1894	34 903 116	4,30	1 442 680	4,30
1895	35 354 842	1,03	661 726	1,03
1896	38 916 112	10,08	3 561 270	10,08
1897	42 195 352	8,43	3 279 240	8,43
1898	44 865 535	6,33	2 670 184	6,33
1899	48 024 014	7,04	3 158 479	7,04

Bei fast allen Sorten ergibt sich für den Absatz eine höhere Ziffer als für die Jahresförderung; es konnte eben mit den gesammelten Vorräthen aufgeräumt werden. So stellte sich für Fettkohlen die Förderung auf 26 780 533 und der Absatz innerhalb des letzten Jahres auf 27 765 652 Tonnen, für Gß- und Magerkohlen die Förderung auf 5 990 801 und der Absatz auf 6 004 488 Tonnen; nur bei Gas- und Gasflammkohlen blieb der Absatz mit 14 244 836 Tonnen etwas hinter der Förderung, die 14 252 680 Tonnen betrug, zurück. Auf den Uebergang von Kohlen in den freien Konsum wirkt es erschwerend, daß die Hüttenwerke von ihren Kohlen fast nichts mehr verkaufen und daß wachsende Quantitäten Kohle für Kokes und Briffetts verwendet werden. Auch der Anlauf von Syndikatszweigen durch Eisenwerke, der immer beliebter wird, trägt zur Schwierigkeit der allgemeinen Kohlenversorgung bei. Freilich dürfte sich das Syndikat genöthigt sehen, künftig die an die Hütten übergehenden Beden nicht mehr aus ihren Verbandsverpflichtungen zu entlassen; dann wäre die Liebesmühe der Hütten vergeblich. So lange aber England und Amerika uns überschüssige Kohlenvorräthe zur Verfügung stellen können, mag die Befürchtung, das Material zur Versorgung der Oefen und Maschinen werde uns ausgehen, verschoben werden, — ganz abgesehen davon, daß Deutschland selbst noch auf Jahrtausende hinaus abbaufähige Grubenselder, die auch dem mächtigsten Kohlenbedarf genügen würden, besitzt.

„Über die Kohlenpreise, die wucherisch in die Höhe getrieben werden“: so hören ich jammern. Die Bedarfs- und Konkurrenzfrage werden vermöge ihrer Schwere- und Schaukelkraft den nöthigen Ausgleich von selbst herbeiführen, wenn nur nicht der Staat an der Preisfrage herumdoctort und sie auf dem Verwaltungswege für immer stabil erhält: so lautet meine Antwort. Im Allgemeinen ist der Kohlenpreis heute, im April 1900, noch nicht höher als vor zehn Jahren. Ein Vergleich zwischen dem Jahr 1890 und dem Durchschnitt der letzten Jahre ergibt die folgende Preiskala für deutsche Steinkohlen:

		1890	1898	1899
		Mark	Mark	Mark
in Berlin ab Waggon	westfälische Gaskohle	24,00	21,30	22,25
	oberschlesische Stückkohle	20,30	18,18	19,17
	niederschlesische Stückkohle	22,10	20,20	21,13
in Breslau Brudenpreis	oberschlesische Gaskohle	9,50	9,10	9,80
	niederschlesische Gaskohle	13,40	13,10	13,69
in Dortmund ab Werk	gestürzte Stückkohle	12,90	9,70	10,00
	Puddekkohle	9,90	8,70	9,00
	Flammkohle	12,60	9,50	10,00
in Düsseldorf ab Werk	Feitkohle	12,10	9,00	9,38
	Wagerkohle	12,40	8,80	9,00
	Gaskohle	14,90	10,90	11,75
	Flammkohle	12,40	8,80	9,13
in Essen ab Werk	Feitkohle	10,70	9,10	9,37
	Wagerkohle	11,00	8,60	8,88
	Gaskohle	14,60	11,50	11,75
in Hamburg ab Bord	westfälische Rußkohle	19,10	16,80	18,00
in Saarbrücken ab Grube	Flammkohle	10,70	9,70	10,40
	Feitkohle	10,90	8,80	9,60

Auch englische Steinkohlen, die ja billiger als deutsche sind, stellten sich in den letzten Jahren in Deutschland nicht höher als im Jahre 1890, obwohl der wachsende Verbrauch einer Preissteigerung förderlich war; es kostete nämlich

		1890:	1898:	1899:
		Mark	Mark	Mark
in Danzig ab Bord	englische Rußkohle	19,70	16,70	19,03
	schwedische Maschinenkohle	16,20	15,20	17,09
in Hamburg ab Bord	beste West-Gartley-Kohle	18,30	14,60	15,90
	Sunderland-Rußkohle	18,60	14,40	15,63

Das sind die im Großhandel gezahlten, eigentlich marktgängigen Kohlenpreise, über die Niemand hinausgehen durfte, der vorsichtig genug war, Jahreslieferungen abzuschließen, — falls sich überhaupt sein Bedarf so hoch stellt, daß die Händler mit ihm in direkten Verkehr treten. Wer sich nicht in dieser glücklichen Lage befindet und nicht schon vorher zur festen Kundschaft eines Lieferanten zählte, mußte freilich ganz andere, wesentlich höhere Preise anlegen, ja, mochte froh sein, wenn er überhaupt irgendwo seinen Kohlenbedarf decken konnte. Der Vorwurf des Wuchers darf sich deshalb nur gegen die Händler richten, die nicht durch langfristige Lieferungsvereinbarungen gebunden sind. So weit sich in ihren Händen noch Mengen befanden und befinden, über die sie frei verfügen können, ohne nach irgend einer Richtung hin vertragsbrüchig zu werden, haben sie sich —

und zwar um so mehr, einen je tieferen Rang als Abnehmer der Händler, also als Unterhändler, sie einnehmen — allerdings schlimme Uebergriffe zu Schulden kommen lassen. Wer darf Das aber Leuten verdenken, die mitunter Jahre hindurch ohne jeden Verdienst ausgehen? Sie wären schlechte Kaufleute, wenn sie in dem Glücksfalle, in dem sie die Konjunktur richtig vorausgesehen haben, von der Macht, die ihnen die Entwicklung der Zeitumstände einmal gewährt, keinen Gebrauch machen wollten. Selbstverständlich lieferten sie die Kohle, deren Werth durch jeden Tag längeren Lagerns stieg, denen, die in der größten Verlegenheit waren und deshalb die höchsten Preise boten, weil sie sonst den eigenen Verpflichtungen nicht gerecht werden konnten, Arbeiter, die sie bald wieder brauchten, entlassen mußten, Konventionalstrafen wegen unpünktlicher Lieferung zu zahlen hatten und genöthigt gewesen wären, ihren Betrieb einzustellen. Gerade kleinere Firmen, auf die sonst die Sonne der Großen nicht herabscheint, haben Riesenerdienste eingeharnt, wenn die Kohlenmengen, über die sie verfügten, umfangreich genug waren. Nur in beschränktem Umfange darf von den Machenschaften und Treibern der Händler gesprochen werden, die unter einer verwerflichen Ausbeutung der gespannten Lage mit ihren Angeboten zurückhalten, um von ihren Abnehmern immer höhere Preise fordern zu können. Nur unter dieser Einschränkung darf gegenüber dem Kohlen Syndikat, dessen maßvolle Haltung und günstige Einwirkung auf die Preisgestaltung fast allgemein anerkannt wird, das Bedauern geäußert werden, daß es nicht in der Lage war, bei den Abschlüssen mit den Händlern sich den Einfluß und die Kontrolle auf und über die Preisfestsetzung und den Absatz im Zwischenhandel zu sichern, der eine Ausbeutung der Kohlenverbraucher verhindert hätte. Das Syndikat wird es hoffentlich als seine Pflicht erachten, die Verbraucher, die bisher überhaupt keinen Abschluß machen konnten, aus den von ihm zurückgehaltenen oder abgestrichenen Mengen zu befriedigen. Das Syndikat kennt selbst ja am Besten das verwerfliche Treiben einzelner Zwischenhändler, die jetzt die ihnen günstige Marktlage in einer wucherisch zu nennenden Weise ausbeuten. Nun sind aber bereits die für 1900 bis 1901 abgeschlossenen Mengen auf den Markt gekommen und das Syndikat muß dafür sorgen, daß sie von den Händlern sofort zur Verfügung der Verbraucher gehalten werden. Wer nicht die ihm zukommenden Kohlen pünktlich abnimmt, kann aus den Syndikatslisten gestrichen und die dadurch frei werdenden Mengen können dem inländischen Bedarf zugeführt werden. Dadurch würden auch die Händler, die bisher noch die vorjährigen Mengen zurückgehalten haben, gezwungen werden, sie schleunigst auf den Markt zu bringen, — und damit würde die Kohlennoth einen Theil ihres Schreckens verlieren. Im Interesse des Syndikates selbst liegt es, Alles anzubieten, um der Gefahr von Betriebseinstellungen oder -einschränkungen wirksam vorzubeugen. Um die Preistreibereien einzelner Händler künftig sicherer zu verhüten, muß der bisher schon auf die Händler in Bezug auf Preis und Sicherung des inländischen Bedarfes ausgeübte Einfluß verstärkt werden. Diese schwierige Frage fordert sehr sorgfältige Erwägungen. Im August 1893 bezeichnete das Syndikat als eine Forderung des allgemeinen Interesses, daß Eingelaufträge alter Kunden durch die Verbandsgesellen unmittelbar ausgeführt würden, da der Preis für solche Lieferungen den jeweiligen Normalpreis um mindestens fünfzig Pfennig für die Tonne übersteige. Seit diesem April ist

den Syndikatszweigen diese Genehmigung wieder entzogen. Die Ragerkohlenzweigen sind mit dieser Schutzmaßregel nicht einverstanden; ihr Einspruch würde ihnen aber wenig nützen, da es lediglich Sache des Syndikatsvorstandes ist, die direkte Ausführung von Einzelaufträgen zu gestatten oder zu untersagen. Dem Syndikat ist empfohlen worden, mit den größeren Verbrauchern, die eine Jahresabnahme von wenigstens fünfhundert oder auch tausend Tonnen haben, falls sie eine Kaution hinterlegen, in direktem Verkehr zu treten. Ein Beschluß ist hierüber noch nicht gefaßt. Ueberhaupt ist die Frage noch offen, auf welche Weise die Interessen der Verbraucher besser als bisher wahrgenommen werden können. Jedenfalls aber werden bei den nächstjährigen Abschlüssen mit den Händlern neue Beschränkungen versucht werden. Auch wird erwogen, ob etwa Höchstverkaufspreise für die Händler festgesetzt oder ob sie nicht etwa verpflichtet werden sollen, jeden Abschluß dem Syndikat zur Buchung und Stempelung vorzulegen... Sollten diese Pläne zur Ausführung gelangen, so könnten die Händler ihre Thätigkeit einstellen; sie wären überflüssig, denn sie hätten nur noch die Funktion unbesetzter Maschinen. Solche Maßnahmen wären plumpe Eingriffe in die Freiheit des Handels, der sich selbst seine Gesetze schaffen und sich lebendig fortentwickeln muß; damit hätte es dann aber ein Ende. Aber auch der erstrebte Zweck würde nicht erreicht werden; denn die direkten Abnehmer des Syndikates könnten sich zwar in ihren Entschlüssen binden und kontrolliren lassen, die Unterhändler aber könnten nicht eben so in ihrer Freiheit beschränkt werden und sie würden ihr tolles Treiben in alter Weise fortsetzen; und was für den zweiten Zwischenhändler zutrifft, gilt mit noch größerer Berechtigung für die dritte, vierte und fünfte Hand, den kleinen und kleinsten Händler. Die Großhändler versichern, daß sie sich bei ihren Preisforderungen mit dem Aufschlag begnügen, den sie selbst den Gruben leisten müssen, und daß sie, so weit sie Jahresverträge mit den Verbrauchern haben, sie nach Maßgabe der von den Gruben gelieferten Kohlenmengen prompt erfüllen; freilich konnten sie in der Zeit der Kohlennoth nicht an die Befriedigung des Bedarfes denken, auf deren Kundenschaft sie früher trotz angestrengten Bemühungen verzichten mußten. In schlechten wie in guten Zeiten sind die Großhändler gewöhnt, mit den Gruben zusammenzugehen und dadurch nach Möglichkeit einen mildernenden Einfluß auf die Preisgestaltung auszuüben. Wenn die Händler in fetten Jahren den Bogen überspannten, so würden sich — darüber geben sie sich keiner Täuschung hin — die Kohlenproduzenten von ihrer Verkaufsthätigkeit zu emancipiren suchen und die Händler selbst würden sich vergeblich nach einem Centner Kohle umsehen; sie wären dann die Opfer ihrer Unerfättlichkeit. Doch sind im Kohlenhandel so kluge Kaufleute thätig, daß es bis dahin kaum kommen wird.

Und die Regierung? Sie hält „die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen“, daß aus der Wirksamkeit der Syndikate und der jetzigen Lage des Kohlenmarktes für die Zukunft große Gefahren erwachsen. In preussischen Landen sind die beteiligten Ressortbeamten zusammengetreten, um, wie Herr Breseld in köstlicher Raivetät erklärte: „in kommissarischer Berathung zu erwägen, in welcher Weise eine bessere, sicherere und zuverlässigere Grundlage geschaffen werden könne, um die Uebersicht über die Gesamtheit der Bildung von Syndikaten zu finden, genau zu wissen, welche Syndikate sich gebildet haben, zu welchem Zweck, in welchen Bezirken, wie ihr geschäftliches Gebahren ist, so daß man thatsächlich die

volle Unterlage hat, um stets beurtheilen zu können, ob und inwieweit es etwa künftig nothwendig sein wird, mit Restriktionen irgend welcher Art solcher Entwicklung entgegenzutreten.“ Dieses document humain, das beweist, wie geordnete Verhältnisse auf dem Kohlenmarkt geschaffen werden sollen, verdient, der Nachwelt überliefert zu werden. Es zeigt deutlich, wie heutzutage staatsmännische Weisheit wirtschaftlichen Schäden auf den Leib rückt, nur damit die Idee vom Kulturinteresse der Menschheit, dieses Ciapopeia der Beglückung und Wohlfahrt, gerettet werde. Mögen sich unsere hochweisen Herren ihren englischen Kollegen zum Muster nehmen, der vor einigen Jahren im Parlament erklärte, für einen Pfennig Erfahrung sei mehr werth als für tausend Goldstücke Theorie.

Lyukens.



Notizbuch.

Dem Prinzen von Wales, dessen politische Bedeutung der Türkenhirsch hochschätzte und Herr Alfred Beit heute noch hoch schätzt, ist eine Ehre erwiesen worden, wie sie einem ungekrönten Haupt vielleicht noch nie erwiesen ward: nur um ihn auf dem Bahnhof zu begrüßen, ist der Deutsche Kaiser bis nach Altona gefahren. Die Begrüßung, an der auch Prinz Heinrich theilnahm, wird als „überaus herzlich“ geschildert; die Fürsten umarmten und küßten einander mehrmals und preussische Truppen muhten vor dem Sohn der Königin von England die nicht mehr ungewöhnliche Bahnhofsparade leisten. Dieser Vorgang wird von der englischen Presse mit unbestreitbarem Recht als ein Zeichen der „überaus herzlichen“ Beziehungen der beiden Höfe gedeutet und als eine beabsichtigte Demonstration aufgefaßt, die beweisen sollte, daß der Kaiser jede Gemeinschaft mit den antibritischen Gefühlen der Volksmehrheit entschieden ablehne. Die Situation ist jetzt ganz klar: die Südafrikanische Republik ist nicht mehr, wie 1896, eine uns „befreundete Macht“; Herr Rhodes ist vom Kaiser empfangen, der heftige Tadel des Jameson Raid ist zurückgenommen worden; die im Burenheer kämpfenden Deutschen haben auf ihr an den Kaiser gesandtes Hulbigungstelegramm keine Antwort erhalten; die Burenbotschaft wird in Berlin nicht empfangen werden; und dem Prinzen von Wales, der an dem Ausgang des Krieges wahrscheinlich viel mehr interessiert ist als Herr Chamberlain, wurde die höchste Ehre gewährt, die ein Monarch einem fremden Fürsten erweisen kann... Mit welchen Empfindungen manche im fernen Ausland lebende Deutsche dieser einseitigen neuesten Wandlung unserer Politik zusehen, mag der folgende Brief lehren:

„Sehr geehrter Herr Harden,

als der Burenkrieg ausbrach, konnten wir uns nicht wundern, die im Transvaal lebenden Deutschen, ermuntert durch die Depesche des Kaisers vom dritten Januar 1896, zu den Waffen greifen zu sehen, um mit den Buren zu sechten. Der Inhalt dieser von den Reichsangehörigen auf dem ganzen Erdenrund mit Jubel begrüßten Depesche mußte in jedem empfindenden Menschen den Glauben erwecken, daß die Republikaner, wenn sie einmal zum Kampfe gezwungen werden sollten, in der Stunde der Gefahr wenigstens der moralischen Unterstützung des Deutschen Reiches sicher sein würden. Ferner darf wohl mit Recht behauptet werden, daß das bei Aus-

bruch des Krieges von den deutschen Freiwilligen an den Kaiser gesandte Telegramm einzig und allein durch diese Rundgebung des Monarchen hervorgerufen worden war. Das Telegramm der Deutschen wurde nicht beantwortet. Für uns war Das eine Abgabe an die ‚befreundete Macht‘. Die deutsche Regierung hatte die Möglichkeit, ihre geänderte Ansicht rechtzeitig zur Kenntniß des Präsidenten Krüger und damit auch der deutschen Ansiedler zu bringen. Moralisch war sie wohl auch dazu verpflichtet, wenn sie die Leute nicht absichtlich in falschem Glauben belassen wollte. Als das Kabinet von St. James beschloß, die von ihm bestellte Mitländerpetition anzunehmen, wäre es doch Pflicht des Reichskanzlers gewesen, sich um die Deutschen im Transvaal, die auch Mitländer sind, zu kümmern und es nicht England zu überlassen, für die gefährdeten Interessen Reichsangehöriger einzutreten. Der Kanzler schwieg, trotzdem der Kaiser im Gelobten Lande in einer Rede verkündet hatte, Deutschland sei jetzt mächtig genug, alle seine Kinder, wo auch immer in der Welt, zu schützen. Eine freundschaftliche Vorstellung Deutschlands hätte den Präsidenten Krüger vermutlich bewogen, berechtigten Wünschen, so weit solche vorhanden waren, nachzugeben, und England hätte einen anderen Grund zum Kriege suchen müssen. Und wenn die im Transvaal lebenden Deutschen gewußt hätten, daß die Südafrikanische Republik in Berlin nicht mehr, wie zur Zeit der berühmten Depesche, als ‚befreundete Macht‘ betrachtet wird, hätte die Mehrzahl von ihnen wohl auf die Theilnahme am Kriege verzichtet. Diese Männer haben durch die im Vertrauen auf die Regierung ihren Freunden gekaufte deutsche Treue für des Reiches Ansehen mehr gethan als mancher Tafelredner, der sich beim vollen Becher begeistert.

Die Depesche des Chefs der Royal Dragoons an sein Regiment, die Waise von 300 Pfund für einen Unterstützungsfonds sind Pflichten und Fremden gegenüber unvermeidlich. So sagt man uns. Im Verkehr mit Deutschen jedoch muß die strengste Neutralität natürlich beobachtet werden; jede Rundgebung müßte die englische Nation mit Recht verletzen. Damit müssen wir uns abfinden. Das Reich kann sich ja nicht um alle „da draußen“ Lebenden kümmern. Wenn es sich aber darum handelt, Geld für die Flottenagitation zu sammeln, dann weiß man uns in überseeischen Ländern lebende Deutsche zu finden. Gewiß. Denn die Flotte soll ja ‚dem Schutz des Handels‘ dienen. Dieses Schlagwort geht von Mund zu Mund. Was es eigentlich bedeuten soll, wissen die an dem Flottenplan am meisten Interessirten, die Industriellen, wohl selbst nicht. Ich zum Beispiel bin Industrieller. Ich kann mir nicht vorstellen, daß meine Lieferanten von Rohmaterialien eines Tages mit Kanonen gezwungen werden müßten, an mich zu verkaufen. Das thun die Leute mit Vergnügen gegen bares Geld; um mir ein größeres Absatzgebiet zu schaffen, dürften Schlachtschiffe nur wenig geeignet sein. Der Absatz hängt doch wohl lediglich von dem Preise und der Qualität des Fabrikates ab. Der Kaufmann ist in seinen Handelsbeziehungen Kosmopolit; er kauft, wo die Waare am Billigsten ist, und verkauft, wo er Kunden findet und die besten Preise erhält.

‚Aber‘, sagt man, ‚bedenken Sie doch: im Falle eines Krieges kann Ihnen das nothwendige Material nicht per Schiff gebracht werden, denn der böse Feind kann die Schiffe kapern; genügt Ihnen die Erfahrung mit dem ‚Bundesrath‘ noch nicht?‘ Das ist ein Einwurf, den Binnenlandbewohner wohl machen könnten. Sie mögen sich beruhigen; beim Ausbruch eines Krieges verkaufen die Rheder ihre Flotten an neutralen Staaten Angehörige und lassen die Schiffe nach Erledigung der nöthi-

gen Formalitäten unter neutraler Flagge segeln. Während des französisch-chinesischen Krieges fuhren die Dampfer chinesischer Gesellschaften unter amerikanischer, während des spanischen Krieges segelten amerikanische Dampfer in Westindien unter englischer Flagge. Gefahr laufen also nur die bei Ausbruch der Feindseligkeiten unterwegs befindlichen Schiffe und ihnen dürfte selbst mit der stärksten Schlachtflotte nicht zu helfen sein. Während einer Blokade löschten die Schiffe ihre Ladung in dem dem Bestimmungshafen nächsten freien Hafen. Sind Deutschlands Küsten blockirt, so muß die Ein- und Ausfuhr durch das Gebiet neutraler Nachbarn erfolgen. Das ist un bequem und vertheuert die Waaren. Aber der Kriegszustand ist — außer für Armeelieferanten — überhaupt nicht gerade erfreulich. Das Schicksal des ‚Bundesrath‘ hat aufs Neue gezeigt, daß keine Regierung mächtig genug ist, gegen den Willen der Nation eine gewisse Grenze überschreitende Politik zu treiben, und daß selbst das noch die Meere beherrschende England nachgeben mußte, als es das deutsche Volk — auch ohne mächtige Schlachtflotte — einmüthig verlangte. Der Leiter der auswärtigen deutschen Politik wäre, wenn England die Beschlagnahmen deutscher Schiffe fortgesetzt hätte, doch wohl gezwungen gewesen, trotz Samoa und dem geheimen Delagoa-Vertrag eine Koalition gegen den so wohlwollenden Freund anzutragen.

Will die deutsche Regierung eine mächtige Schlachtflotte bauen, um Eroberungspolitik in großem Stil treiben zu können oder um einflußreichen Industriellen reichen Verdienst zu gewähren, so mag sie es in Gottes Namen thun, wenn das Geld dazu vorhanden ist. Dann aber sollte man für die Flottenvorlage eine andere Begründung suchen als die Phrase ‚zum Schutze des Handels‘, bei der sich nichts denken läßt. Das Gute auf der Welt ist übrigens mit Beschlag belegt und der noch freie Rest nicht allzu verlockend. Welche Besitztümer sollen also überwältigt werden, damit Deutschlands heiß ersehntes Ziel erreicht werden kann?

Die Flottenschwärmer mögen sich hüten, die Gaben der Flottenvereine im Auslande als Gradmesser für die dort herrschende Flottenbegeisterung anzusehen und dem großem Publikum als solche vorzustellen. An die im Ausland lebenden Fremden aller Nationen treten sehr häufig Unterstützungsforderungen heran; bald handelt es sich um den Bau einer Kirche, eines Hospitales, eines Klosters, eines Zin delhauses, bald sind es Gaben für andere Wohlthätigkeitsveranstaltungen. In allen diesen Fällen giebt der Fremde ohne Rücksicht auf Rationalität und Religion, oft sogar, um ein Unternehmen zu fördern, dem er persönlich vollständig fern steht. So unterstützen Protestanten zum Beispiel katholische Kirchen, Deutsche französische Hospitäler. Je kleiner die Fremdenzahl ist, um so reichlicher fließen die Beiträge, denn die Geber sind Alle unter einander bekannt und Niemand will sich ausschließen. Dabei fällt natürlich auch für den Flottenverein Etwas ab. Länder, wo die deutschen Kolonien so groß sind, daß die Mitglieder einander nicht mehr sämmtlich kennen und auch ihrem Konsul nicht täglich begegnen, verhalten sich ablehnend; Beweis: die Deutschen in den Vereinigten Staaten. Die Haltung der deutschen Regierung im Burenkriege wird auf die Agitation für die Flottenvereine im Auslande einen fühlbaren Einfluß üben. Wenn es der englischen Armee gelänge, das kleine Volk der Buren zu erdrücken und sein Land zur englischen Kolonie zu erniedrigen: wer würde die Zehnte des Ninentkrieges bezahlen? Vermuthlich Deutschland, zur größten Freude John Bull's, dem der dumme Richel mit seiner weitsichtigen Politik wieder auf den Beim gegangen ist. Nachdem die Buren jetzt auch den ungläubigsten Bärsejjobbern

bewiesen haben, daß sie unabhängig bleiben oder zu Grunde gehen wollen, wird wohl Niemand naiv genug sein, zu glauben, das überwältigte Volk werde englische Behandlung dauernd ertragen. Die Buren würden einen neuen Treck vorziehen und wahrscheinlich auf heute noch rein deutschem Gebiet ein neues Gemeinwesen gründen. Würde das Deutsche Reich dann gutwillig ein Stück seines Besitzes abtreten oder nach englischem Muster sein Kolonialheer mobil machen? England konnte Hunderte von Millionen aufs Spiel setzen, um ein reiches Minenland zu rauben; soll Deutschland zur Erhaltung seines ziemlich werthlosen Besitzes das Selbe thun?

Port au Prince.

Detlev von Heydebrand und der Lasa.*

Wenn es zu einem solchen Treck käme, würde die deutsche Regierung natürlich den Buren die Grenze sperren. Das wäre ihr gutes Recht, wäre sogar ihre Pflicht gegen die deutschen Kolonisten und Kolonialkapitalisten. Wir müssen uns gewöhnen, solche Dinge ohne Sentimentalität zu betrachten. Der Transvaalkrieg wäre nicht ausgebrochen, wenn die Buren nicht auf deutsche Hilfe gerechnet hätten. War es verständlich, sie in diesem Irrthum zu lassen? Kann es der künftigen Kolonialpolitik des Deutschen Reiches nützlich sein, wenn England den afrikanischen Süden völlig beherrscht? Diese Fragen sind zu beantworten. Wer ihnen ausweicht, auf Briten und Türken schimpft, die doch unserer offiziellen Reichsvertreter beste Freunde sind, dabei aber für eine ummebelte Weltpolitik und für neue Schlachtschiffe schwärmt und ernst bleibt, wenn von den erhabenen Segnungen des Dreibundes geredet wird: Der zeigt nur, daß er sein Geld für das Abonnement auf eine täglich zweimal zu liefernde öffentliche Meinung nicht weggeworfen hat.

* * *

Ein Eisenbahnbeamter schreibt an den Herausgeber:

Seit Jahren petitioniren die aus dem Supernumerariat hervorgegangenen Beamten des Eisenbahnabfertigungsdienstes, weil sie bei all den Experimenten und Verschiebungen, Organisationen und Gehaltsaufbesserungen in ihrem Ressort und in der ganzen Staatsverwaltung sehr schlecht weggekommen sind. Diese Leute, die fast Alle aus der Prima hervorgegangen sind, werden geradezu gezwungen, sich zu beschweren, weil sie allein, im Gegensatz zu den Supernumeraren aller anderen Verwaltungen, ja, auch im Gegensatz zu den Supernumeraren im Bureaudienst ihrer eigenen, der Eisenbahnverwaltung, nach absolvirter Ausbildungs- und didaktischer Wartezeit und nach inzwischen bestandener Prüfung nicht als Subalterne erster Klasse, sondern als Subalterne zweiter Klasse zweiter Ordnung angestellt werden. Die Hälfte von ihnen muß in dieser Stellung ihr Leben lang bleiben; die Anderen werden nach weiterer, Jahre langer Geduld zwar befördert, aber immer noch nicht in eine Stelle erster Klasse, sondern zu einem Wäteregepienten- oder Stationeneinnehmerposten, also zu Subalternen zweiter Klasse erster Ordnung. Nur ein verschwindend geringer Bruchtheil kann endlich auf einen Subalternposten erster Klasse rechnen, zu dem alle Kollegen anderer Ressorts und im Bureaudienste der Eisenbahn selbst schon bei der ersten etatmäßigen Anstellung gelangen. Das Abgeordnetenhaus und die Presse aller Richtungen haben den Anspruch dieser Beamten auf wenigstens annähernde Gleichstellung mit ihren Kollegen befürwortet; im letzten Jahre ist die Petition „zur Berücksichtigung“ überwiesen worden. Jetzt hat die Budgetkommission zwar ab-

gelehnt, den Plenarbeschluss des vorigen Jahres zu erneuern; aber es ist anzunehmen, daß das Plenum auch jetzt, wie im vorigen Jahre, anders entscheiden wird als die Kommission. Die Regierung wird sich nicht wundern oder bellognen dürfen, wenn sie endlich gebrängt wird, zu thun, was sie selbst längst gethan haben müßte. Die von ihr vorgebrachten Einwände zeigen nur Verlegenheit. Sie befürchtet, durch Nachgiebigkeit „die ganze Besoldungsfrage wieder aufzurollen“, die Begehrlichkeit anderer Kategorien zu reizen. Da es sich aber nur darum handelt, die Zurücksetzung einer tüchtigen Beamtenkategorie wieder gutzumachen, ist dieser Einwand haltlos. Eben so der, die Ausbildung dieser Supernumerare sei minderwerthig. Warum hat man denn die Leute nicht „höher“ ausgebildet? Man hat sie doch, wie ihre gleichvorgebildeten Kollegen, drei Jahre lang umsonst zur Ausbildung in Anspruch genommen. Dann wurde gesagt, das „dienstliche Bedürfnis“ lasse eine Vermehrung der Beamtenstellen erster Klasse für den Abfertigungsdienst in dem geforderten Maße nicht zu. Die Petenten haben aber statistisch nachgewiesen, daß gerade das dienstliche Bedürfnis dringend eine bessere Einschätzung der wichtigen eigentlichen Geschäftsstellen der Eisenbahn — der großen und mittleren Güterabfertigungen, Fahrkartenausgaben und Klassen — verlangt. Sucht man hinter den Einwänden die wirklichen Gründe, so findet man sie in der That, daß die an den eigentlichen großen Geschäftsstellen des Verkehrs selbständig thätigen Subalternen in keinem persönlichen Dienstverhältniß zu den Oberbeamten stehen und deshalb ihre Interessen nicht so wirksam wahrnehmen können wie die Bureaubeamten. Sollte man Herrn von Miquel nicht zutrauen dürfen, daß er, wenn Jemand ihm die Sache richtig darstellt, trotz seiner Neigung zur Sparsamkeit dem Vergegniß ein Ende macht?

* * *

Der neulich hier abgedruckte Brief eines akademischen Lehrers über die Verleihung des Titels Dr. phil. an Zahnärzte hat, wie man spöttisch zu sagen pflegt, böses Blut gemacht. Ein Zuschriftenflümmchen weht mir die betrübende Kunde her, daß viele Zahnärzte sich durch den Brief, der mir nur die üblen Sitten gewisser Fakultäten zu geißeln schien, beleidigt fühlen. Auch werden die thatsächlichen Angaben des Briefschreibers als in manchem Punkt falsch bezeichnet. Nur gering sei die Zahl der Leute, die, nachdem sie sich ohne Erfolg in anderen Berufen versucht haben, in das Gebiet der Zahnheilkunde flüchten und da durch manuelle Fertigkeit als Techniker einen ausreichenden Kundenkreis um sich sammeln. Im Allgemeinen werde der Beruf des Zahnarztes schon beim Verlassen der Prima gewählt und der Besuch der Universität sei dann wesentlich ernstlicher zu nehmen, als er hier geschildert wurde. Wer die von der Prüfungskommission gestellten Fragen in der Klausur gründlich und richtig beantwortet und das mündliche Examen bestehen wolle, müsse nicht zwei, sondern sechs Semester hindurch wissenschaftlich und operativ gearbeitet haben; erst im siebenten Semester werde er dann Praktischer Zahnarzt. Wenn der so Vorgebildete, der meist die Primareise eines Realgymnasiasten mitgebracht habe, in der Wahl seiner Kollegien nicht sehr unflug war, sei es beim Abgang von der Universität um sein Wissen in Physik und Chemie nicht schlechter bestellt als um das eines Mediziners im Physikum. Wohl habe die deutsche Titelucht auch die Zahnärzte häufig verlockt. Soll man darüber staunen? Das Publikum will auf dem Schild eines Mannes, dem es sein Gebiß oder die

Trümmerstätten seines Mundes anvertraut, einen klingenden Titel lesen. Nicht neben dem Unbetitelten haust sicher ein american dentist, der sich — vielleicht, ohne je amerikanischen Boden betreten zu haben — aus Philadelphia oder einer anderen Gaunergegend der Union den Dokortitel verschafft hat. Diese Ausländer oder im Auslande Promovirten werden gerade von der höchsten und reichsten Kundenschaft bevorzugt. Dem deutschen Zahnarzt, der seinem Stand Anerkennung verschaffen und sich auch äußerlich von den sogenannten Zahntechnikern unterscheiden will, bleibt nur die Wahl, ob er noch sechs Semester opfern und den Titel des Dr. med. erstreben oder, da er doch einmal in der philosophischen Fakultät immatrikulirt ist, nach dem Doktorhut der Philosophie langen soll. Die deutschen Zahnärzte leiden unter der Konkurrenz der wirklichen oder angeblichen Amerikaner, die, ohne in Deutschland approbirt zu sein, vielfach durch Reklamemittel die Praxis beherrschen; sie weisen auf die hervorragenden Arbeiten, die während der letzten zehn Jahre von Deutschen auf dem Gebiet der Zahnheilkunde geleistet worden seien, und behaupten, ein mit der deutschen Approbation versehener Zahnarzt könne auch für seine wissenschaftlichen Kenntnisse Achtung fordern. Seine Leistung sei jedenfalls beträchtlich größer als das Äquivalent, das ihm der Staat für Studium und Examen gewähre. Und der Reichskanzler brauchte, um einen tüchtigen Zahnarzt aufzufuchen, nicht alljährlich nach Paris zu reisen . . . Das schreibt man mir; und ich habe nicht den geringsten Grund, an der Richtigkeit dieser Angaben zu zweifeln. Immerhin bleibt der Aublick eines mit dem Ehrentitel der philosophischen Fakultät geschmückten Zahnarztes wunderlich und es wäre zu wünschen, daß ein den Verhältnissen und Gewohnheiten besser entsprechender Ausweg gefunden würde. Diesem Ziel kann die öffentliche Erörterung uns näher bringen. Und deshalb brauchten die verständigen Zahnärzte eigentlich nicht wüthend zu sein, wenn eine unrichtige Darstellung ihrer Berufsverhältnisse die Gelegenheit bietet, Vorurtheile zu beseitigen, unter denen sie schon lange leiden.

* * *

Von „Sozialpolitik zur See“ wird bei uns geredet, seit im Juni 1899 der Kaiser in einem Telegramm an die Hamburg-Amerika-Linie diesen Ausdruck gebraucht hat. Er hat ihn jetzt wiederholt und einzelne Leser fragen, um was es sich dabei handle. Um keine allzu großartige Errungenschaft. Der Engländer Blimsol, den man etwas überschwänglich den Vater der Seeleute genannt hat, regte die Einführung einer Tieflabelinie an, die an der Kumpfswandung die Stelle markiren soll, bis zu der das Wasser dem Schiffskörper bespülen darf. Dadurch soll die Ueberfrachtung der Schiffe verhindert, die Lebensgefahr für Passagiere und Mannschaft gemindert werden. Für englische Schiffe ist die Blimsolmarke seit einem Vierteljahrhundert obligatorisch. Einen „großen Schritt in der Ausführung der Sozialpolitik auf dem Meere“ hat in dieser Maßregel, deren Werth übrigens bestritten wird, bisher wohl noch Niemand gesehen . . . Eine andere Frage lautet: wie in dem Telegramm, das der Kaiser neulich nach dem Stapellauf des Linien Schiffes „Barbarossa“ von der Wartburg an den Staatssekretär Trepow richtete, der Satz zu verstehen sei, der von einer besonders innigen Verbindung der Wartburggeschichte mit der Hofenstaufenhistorie spricht. Vielleicht findet ein gelehrter Leser die Antwort. Mir ist es nicht gelungen, Spuren dieser besonderen Innigkeit zu entdecken.

* * *

Seit fast achtzig Jahren haben Briten und Portugiesen nun schon um den Besitz der Delagoabai, der den Engländern um so werthvoller erschien, je mehr sie danach trachteten, die Selbständigkeit der Buren zu brechen und einstweilen wenigstens der Südafrikanischen Republik den Zugang zum Meer zu sperren. MacMahon, der als Schiedsrichter angerufene französische Präsident, sprach 1875 den Engländern das Recht auf die Bai ab. Schon fünf Jahre später aber ließen sie sich im Lourenço-Marques-Vertrag die Bucht nebst Küste von Portugal abtreten. Als der Vertrag am Widerspruch des portugiesischen Volkes scheiterte, wurde ein anderer Weg gewählt. 1883 erwarb ein amerikanischer Unternehmer von Portugal die Konzession zum Bau einer Eisenbahn, die Transvaal der Delagoabai verbinden sollte. Kaum hatte der brave Colonel Mac Mundo die Konzession in der Tasche, da überließ er sie einer englischen Aktiengesellschaft. Nun entstanden neue Schwierigkeiten. Die holländischen Südafrikaner sahen mißtrauisch auf das Vordringen der Briten, die auch in Portugal nicht viele Freunde hatten, und das Ende vom Lied war, daß die portugiesische Regierung, unter dem Vorwand, die Arbeiten seien nicht zum vereinbarten Termin fertig geworden, die Konzession zurückzog. Darob helle Wuth in London, wo man seit 1823 schon die Finger nach diesem Stückchen Afrika ausgestreckt hatte. Das britische Ministerium machte die Sache der Aktiengesellschaft zu seiner eigenen und bedrohte Portugal so lange, bis man sich in Lissabon entschloß, die Angelegenheit einem Schiedsgericht zu unterbreiten, das aus schweizerischen Rechtsgelehrten bestehen sollte. Dieses Schiedsgericht brauchte — ein harter Schlag für die Freunde der Frau von Suttner! — nur zehn Jahre zu seinen Berathungen. Jetzt hat es seinen Spruch gefällt und Portugal verurtheilt, den geschädigten Unternehmern fünfzehn Millionen und die vom Juni 1889 an auf diese Summe entfallenden Zinsen von fünf Prozent zu bezahlen. Die portugiesische Regierung hat sich bei diesem Urtheil beruhigt und sich zur Zahlung bereit erklärt. Werden die Engländer nun die Delagoabai und damit den Hinterthürschlüssel zum Transvaal endlich bekommen? Vorläufig stellen die Portugiesen sich höchst stolz und rufen, nicht eines Fußes Breite werde den Briten abgetreten werden. Immerhin aber haben sie schon jetzt den englischen Truppen den Zug durch portugiesisches Gebiet gestattet und sich so eines unbestreitbaren Bruches der Neutralität schuldig gemacht. Vielleicht handelt sich um eine kleine Schiebung, wie man im dunkelsten Geschäftsleben sagt. Die Briten könnten den Wunsch haben, den Besitz der Delagoabai noch nicht offiziell anzutreten und sich einstweilen gegen klingende Münze nur die guten Dienste der verschuldeten Portugiesen zu sichern. Dann hätten sie die Vortheile, die sie jetzt dringend brauchen, und könnten die „sehr erheblichen Konzessionen“, die sie in dem ängstlich verborgenen Delagoavertrag dem Deutschen Reich gemacht haben sollen, bis auf bessere Zeiten vertagen. Wenn in unserem Reichsparlament nicht so oft die Verschnittenen den hohen Ton angingen, würde es leicht sein, noch vor der Flottenschlacht das geheimnißvolle Dunkel endlich einmal zu erhellen, das diesen glorreichen Vertrag umgiebt.

In Berlin hat sich eine allerliebste politische Possen abgepielt. Die sozialdemokratische Fraktion hat beantragt, die Stadtverordnetenversammlung möge beim preussischen Landtag um die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes für die Gemeindevahlen petitioniren. Diefem Antrag müßte jeder ehrliche Demokrat begeistert zustimmen. Die berlinischen Kommunaldemokraten sind anderer Meinung.

Sie erklären zwar Jedem, der im Reich das allgemeine gleiche Wahlrecht bekämpft, für einen Volksverräter und reaktionären Schurken. In den Gemeinden aber liegt die Sache doch wesentlich anders. Da würde das allgemeine gleiche Wahlrecht der Tyrannei des „Freisinn“ für immer ein Ende machen: also darf es um keinen Preis eingeführt werden. Zuerst versuchten die steifnackigen Volksmänner, die Regierung mobil zu machen, die, so wurde gestöhnt, auch diesmal wohl leider nach alter Sitte den Uebergriß auf das politische Gebiet den Stadtverordneten verbieten werde. Dann, als die Regierung klug genug war, sich nicht zu rühren, wurde offen gesagt, die Annahme des sozialdemokratischen Antrages sei unmöglich. Die städtische Verwaltung sei eine Vermögensverwaltung und an ihr könne nur Der theilhaftig werden, der zu diesem Vermögen beigetragen habe. So verkündete die Tante Voh und fügte hinzu: „Der alte deutsche Grundsatz, daß das Mitrathen und Mithathen zusammengehört, steht dem sozialdemokratischen Antrag entgegen.“ Nun wissen wir: an den Reichsaufgaben, bei denen es sich sehr häufig um hohe und höchste Politik handelt, darf und muß auch der Ärmste mitwirken, selbst wenn er von den zu entscheidenden Dingen keine blaße Ahnung hat; in die Kommunalverwaltung aber, deren Pflichtenkreis er doch leichter übersehen kann, hat er nicht hineinzureden. Ein so lustiges Beispiel schamloser Heuchelei haben wir schon langemal erlebt. Und es gehört nur zu diesem Bilde, daß in den selben Zeitungen, wo der Entschluß der Liberalen und Liberalsten gepriesen wird, Schmähartikel gegen Herrn Lueger zu finden sind, der als ein clerikaler Volksfeind und heimtückischer Reaktionär nicht allen wiener Arbeitern das Gemeinbewahlrecht gewähren wolle.

Die neuesten Berichte vom preußisch-deutschen Parlamentsjahraplag melden, der Kanalplan werde vertagt, die Lex Heinze still bestattet, das Völkereisackkompromiß angenommen und die Flotte unter Jubelgebrüll bewilligt werden. Ob die Berichtserstatter vom rechten Geist inspirirt sind und ob die berühmte „Lage“ sich nicht noch mehrfach ändern wird? Jedenfalls wird es amüsant sein, zu beobachten, wie schnell der hehre Eifer der Tugendwächter erlahmt, wenn sie wittern, daß die Lex in höheren Sphären nicht mehr gewünscht wird. Und daß sie nicht mehr so sehnlich wie vor acht Jahren gewünscht wird, war seit dem Augenblick klar, wo die strebsamsten Günstwerber heldenmüthig für die Freiheit der Kunst zu sechten begannen.

Von der Anglomanie unserer Maßgebenden dürfen wir noch Mancherlei erwarten. Das Neueste ist: der Reichsbankpräsident hat, auf höhere Weisung, reiche Industrielle und Bankleute zusammengesammelt und sie animirt, „zur Vinderung der in Indien herrschenden Hungersnoth“ Beiträge zu zeichnen. Das ließen die nach Günst lechzenden Herren sich nicht zweimal sagen: in der ersten Stunde schon waren 400 000 Mark aufgebracht und die Million wird bald voll sein. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, zur Vinderung heimischer Noth ein paar Hundertmarkcheine herauszulocken, kann man kaum ruhig von diesem Vorgang sprechen. Humanität ist eine schöne Sache und an keine Grenze gebunden. Ehe man aber dem reichsten Volk der Erde die Pflicht, für seine Armen zu sorgen, abnimmt, sollte man des englischen Sprichwortes gedenken, nach dem die Wohlthätigkeit daheim zu beginnen hat.